Schweizer-Skizzen.

Wer redet nicht gerne von dem was er liebt? Dem Schweizer einmal gilt auf Erden Nichts über sein schönes Vaterland. Er liebt es mit jener inbrünstigen Liebe, womit ein treues Kind seine Mutter umfängt. Kein Wunder daher, daß, wessen das Herz voll ist, der Mund so gern überfließt. — Und wie für die eigenen Bewohner, behält dieses von der Schöpferhand Gottes so wunderherrlich gebaute Gebirgsland auch für Fremdlinge sein ewiges, hohes Interesse. Wer einmal die malerische Anmuth dieser Thalgelände, oder die erhabene Einsamkeit ihrer Bergwelt sah, gibt die Erinnerung um Vieles nicht hin. Nicht bloß aber die milde und wilde Pracht der Natur, die sich hier auf einem Flächenraum von kaum 600 Geviertmeilen in unendlicher Mannigfaltigkeit ausbreitet, sondern eben so sehr die seltsame Paarung dieser alterthümlichen und neuen Sitten, dieser so ganz andern Staatengebilde, als sie im übrigen Welttheil bestehen, und der Odem der Freiheit, welcher durch die zwei und zwanzig Republiken weht, bringt den eigenthümlichen Reiz hervor, welcher den Luftwanderer, Maler, Naturforscher und Staatsmann immer wieder neu anzieht.

Allerdings, auch andere Länder Europa's haben ihre Schönheiten; aber nirgends, wie hier, überraschen sie durch schnellern

Wechsel und kolossale Größe. Bis zur Linie des ewigen Schnees in frisches Grün und dunkle Waldung gehüllt, und mit Dörfern und Hütten überstreut, bilden die Schweizer-Alpen, unter strahlenden Eismeeren und flatternden Wasserfällen, das eigentliche Prachtstück des großen Gartens, in welchem Liebliches und Grauenvolles aller Himmelsstriche des Welttheils vermählt wohnt. Drunten Italiens wollüstiger Hauch zwischen Weinbergen, Cypressen und Feigenbäumen; droben der starre Winter von Grönland. Vielleicht tragen nur die Berge Tibets das Gepräge jener Größe und Majestät, mit welchem die helvetischen Alpen, bei ihrem ersten Anblick, das Gemüth bewegen. Selbst die Cordilleras der Anden erregen so großartige Wirkungen nicht. Alexander von Humbolt, dieser Fürst unter den naturforschenden Reisenden, anerkennt dies und sagt: „Der Chimborasso und Cotopari, von den Hochebenen Licoms und Mucalo's aus betrachtet, scheinen nicht so großartig, wie der Col du Geant oder Col de Cramont, welche de Saussure gemessen." Oder wo sieht man, England ausgenommen, das tiefe, erquickende Grün der Matten; die seladongrünen Wellen der Ströme, wenn sie gebadet aus den Seen heraustreten; oder der Seen weite Spiegel, von einem Kranz von Dörfern, Städten und prächtigen Villen oder einsamen Wohnungen umschlungen, wenn sie zitternd das Bild der himmelhohen Alpen, wie aus einem durchsichtigen Abgrund, zurückgeben!

Fast in gleicher Mannigfaltigkeit, wie die Gestaltungen von Thal und Gebirge, sind es auch Sprache, Sitten und sonstige Eigenthümlichkeiten der Bergbewohner, und sind der Betrachtung eines denkenden Geistes nicht minder würdig als jene. Doch nicht nur etwa die bunten Trachten, die Kuhreihen der Hirten, die Ring- und Schwingspiele im Berner Oberlande, die Winzerfeste am Leman, und Anderes, was die Neugierde der Reisenden im Vorbeigang ergötzen mag, ist hier gemeint. Aehnliches besteht auch in

andern Ländern. Sondern daß auf einem Flächenraum des Erdbodens von so mäßiger Ausdehnung ein so greller Abstich der verschiedenartigsten Zustände alles gesellschaftlichen Daseins neben einander besteht, wie sonst nur zwischen Nationen und Nationen gefunden wird. Dieß erblickt man nicht leicht. In wenigen Tagreisen kann man hier alle Gesittungsstufen der europäischen Welt durchschreiten, vom feinen Ton gebildeter Hauptstädte bis zur Lebenseinfalt der Nomaden im Gebirg. Von Kanton zu Kanton gelangt der Reisende nicht bloß in andere Staaten, sondern wird auch in ganz andere Volksthümlichkeiten versetzt, deren Sprachen, Mundarten, Kleidung, Wohnungen, Beschäftigungsweisen, Charakter, ja deren Nationalphysiognomien sogar auffallend von einander abweichen. Die Bevölkerung der Schweiz ist in der That nur aus Trümmern vieler Nationen zusammengesetzt, welche in den Stürmen längst vergangener Zeitalter untergegangen, ihre Ueberbleibsel zwischen diesen Felsen liegen ließen. Hierher retteten sich schon ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Etruskische Flüchtlinge, deren Enkel noch heut zu Tage in den rhätischen Hochthälern die alte romanische und ladinische Sprache reden; hierher die Trümmer des Cimbrischen und Teutonischen Heereszuges, die Marius schlug; noch heut zu Tage beurkundet ihre Verwandtschaft mit den Völkern Skandinaviens die Aehnlichkeit des Menschenschlags, der Namen und alterthümlicher Sagen. An andern Orten findet man hinwieder Spuren der Hunnen. Hier wurden die ansäßigen Römer, nach Erlöschung ihrer Weltherrschaft, Leibeigene der Allemanen, Burgunder und Gothen, bis auch diese wieder von den Franken gleiches Loos empfingen. Während die ebenern Länder des Welttheils unter beständigen Kriegen und Wanderungen fremder Völker selten die herkömmlichen Formen alter Sitten andauernd bewahren konnten, war es anders in den wald- und seereichen Hochlanden. Die

Art und Weise der Vorwelt, unvermischter mit Fremdartigem, pflanzte sich daselbst von Geschlecht zu Geschlecht fast ohne Wandel fort. Nur leise und mittelbar wirkte, was auswärts geschah, auch auf das innere Leben dieser kleinen Völkerschaften.

Jede derselben spielte, fast unbeachtet von der Welt, ihre eigene Geschichte durch. Den Bergleuten ist Freiheit überall Bedürfniß, um ein Leben voller Entbehrungen, Gefahren und Arbeiten erträglich zu finden. Es geschah daher bald, daß der gesunde Naturfinn dieser abgehärteten Volksstämme, welche des Klima's Unbill, aber nicht so leicht der Menschen Willkür ertragen konnten, die Banden mittelalterlicher Knechtschaft löste. Dorf- und Thalschaften gestalteten sich allgemach, unabhängig von geistlichen und weltlichen Herren, zu besondern Gemeinwesen mit eigenthümlichen Rechtsamen. Manche derselben begannen zuletzt Wettkampf des Gewerbfleißes mit kleinern Städten. Der Handelsverkehr, der sich aus Deutschland nach Welschland über die Alpenpässe Bahnen brach, begünstigte ihr Emporkommen. So entstand zuletzt eine Sichtung der Verhältnisse, in denen wir jetzt den Landmann, wie den Patrizier der Städte, in voller Gleichheit bürgerlicher Rechte finden. Enkel ehemaliger Leibeigener von Klöstern oder Gaugrafen stehen heut zu Tage nicht selten an der Spitze des Staates, der Kirche oder der Heerschaaren und Großgewerbe; während Namen weiland hochgeborner Freiherren oder anderer edler Häuser von Nachkömmlingen getragen werden, die, der erlauchten Abstammung kaum bewußt, ihr väterliches Feld mit Pflug und Karst im Schweiße ihres Angesichtes bearbeiten.

Während das Gepräge des Alterthums und ihrer Abstammung am reinsten von den Bewohnern der abgelegenen Thäler in den höchsten Gebirgen bewahrt wurde, stehen in oft schroffem Gegensatze dazu die Völkerschaften, welche das flächere Gelände zwischen Jura und Alpen inne haben. Ihre Aecker und Wiesen sind mit

hoher Sorgfalt bebaut und unterhalten; die Gegenden zur Belebung des geselligen Verkehrs mit einem Netz zahlreicher Landstraßen übersponnen. Hier regt sich Gewerbsfleiß nebenbuhlerisch mit dem britischen und Wetteifer in Pflege der Wissenschaft und Kunst mit Deutschland und Frankreich. Hier führen kleine Städte berühmtere Namen, als viele der größern in andern Theilen des Welttheils. Die rauhe Sprödigkeit herkömmlicher Lebensweise ist durch Anmuth späterer Sitten gemildert. Doch schimmert gern noch der ehrwürdige Rost alter Zeit durch den glänzenden Firniß der neuen.

Und ebenso wie in Sitten und sonstigen Volkseigenthümlichkeiten besteht eine große Mannigfaltigkeit in den Staatsgebilden der Viertelhundert kleinen Republiken. Erst noch vor einem halben Jahrhundert fand man eine wahre Musterkarte von Verfassungen in bunter Stufenleiter, von den rein demokratischen der Hirtenkantone, wo das Volk in Landsgemeinden in persönlicher Stimmgebung über Gesetze und Dekrete entscheidet, bis zu den oligarchischen der weiland oberherrlichen Städte. Es ist wohl des Studiums von Staatsmännern und Weltweisen werth, dem Gange der Entwicklung dieser staatlichen Formen in der Geschichte nachzuforschen; zu sehen, wie sie aus den Bedürfnissen des verschiedenartig sich bewegenden Volkslebens oder aus Nachwirkungen früherer Zeitalter hervortraten, und wie hinwieder die Verfassungen auf Geist und Denkart und Wohlstand der Völkerschaften mächtigen Einfluß übten. Die schweizerische Geschichte ist nicht bloß wegen einzelner Freiheits-Heroen, deren Namen ruhmreich durch die Jahrhunderte strahlen, oder wegen der sprichwörtlich gewordenen Tapferkeit der Schweizer, sondern besonders darum merkwürdig und lehrreich, weil sie eine eigentliche Volks- und keine bloße Fürstengeschichte ist, wie anderwärts fast überall. Was Gutes oder Böses geschah, darüber trifft weder Dank noch Anklage die

Willkür eines Einzelnen; sondern Alles entwickelte sich aus dem Volke selbst. Darum zeigt auch wohl keine Nation an ihrem Beispiele so klar, wie tugendliche Kraft, trotz aller noch so schwerer äußerer Bedrängniß das Gemeinwesen zu heben vermag, und wie innere Entartung trotz noch so fester Schutzwehr hinter Strom und Gebirge ein Volk zu Falle bringen kann.

Die nachfolgenden „Skizzen" machen nichts weniger als darauf Anspruch, ein Bild von Helvetien in allen diesen genannten Beziehungen zu entwerfen. Sie sind in bunter Abwechslung theils Erinnerungen an eigene Erlebnisse und eigene Erfahrungen über Schweizer Art und Brauch, theils Versuche, den beim Anschauen großartiger Naturbilder empfangenen Eindruck wiederzugeben, theils auch nur vergleichende Blicke in die Vorzeit und Jetztzeit. Auch sind sie aus keiner andern Absicht aufgezeichnet, als — wie schon gesagt — um liebend von dem schönen Vaterland zu reden und sich seiner zu freuen; denn jegliche Liebe, die einen andern Zweck außer sich hat, hört auf wahre Liebe zu sein.

---

1. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Von Schaffhausen leiten auf beiden Ufern des Stromes romantische Pfade zu der eine Stunde westwärts entfernten, weltberühmten Katarakte. Ich schlug die neue Straße über Feuerthalen und Uhwiesen auf der Zürcherischen Seite nach dem alterthümlichen Schlosse Laufen ein, das auf einem Felsenvorsprunge über dem Bergkessel ruht, in welchen sich der Wasserfall donnernd wälzt. Hier in das über dem Abgrunde hängende Pavillon tretend, überblickt man auf einmal tief zu seinen Füßen die tobende, glanzvolle Herrlichkeit.

Schon bei Schaffhausen bricht sich der Strom an einzelnen vortauchenden Klippen. In schöner Bogenlinie fluthet er zwischen jähen, dunkelgrünen Hügelwellen zu der verhängnißvollen Stelle. Immer häufiger werden die Felsrisse seines Bettes; immer mehr lösen sich die silber-grünen Wasser zu Milchschaum auf. Noch sind an einzelnen klaren Stellen die Steinbänke, von Wasserflechten gebräunt, über die er hingleitet, sichtbar. Nun aber plötzlich bricht die Strommasse. Sie wird zur Schneelawine an blendender Weiße und Wuth des Sturzes; zermalmend sausen zwischen vier Felsthürmen die Wasserberge in den 60 bis 70 Schuh weiten Schlund hernieder; Staubsäulen fahren wirbelnd in die Lüfte und umschwärmen wie silberfarbenes Gewölke die Klippengipfel, — und ein ewiges Donnergetöse, zwischen welchem oftmals hinein ein leises, fernes Glockengeläute zu tönen scheint, füllt mit seinem Widerhall die Wände des Gebirges. Aber der Mensch steht bei diesem Anschauen sich selbst vergessend da. Das wechselnde Treiben und Verschlingen, Immerkommen und Immerforteilen der Gewässer führt das Bild der Ewigkeit in der Natur vor die Seele, und während so die Phantasie mit glühenden Flügeln vor der Unendlichkeit verweilt, zittert ein banges Gefühl von menschlicher Ohnmacht und Kleinheit durch alle Nerven hin.

Ich habe immer gefunden, es könne ein Wasserfall, und zumal dieser, nicht gemalt werden. Denn immer sieht er, und wenn sich auch der trefflichste Künstler daran wagt, wie gefroren aus. Die rastlose Bewegung, die keinem Pinsel Stand hält, ist ja das eigentlich Wesenhafte seiner Schönheit. Nun finde ich aber auch, er könne sogar nicht einmal beschrieben werden. Immer bleibt das lebendigste Wortbild arm hinter der Wirklichkeit zurück.

Das Farbenspiel dieser brausenden Wasserwelt ist wirklich zauberhaft; es wechselt unaufhörlich je nach der Beleuchtung. Anders ist es beim Gewitterhimmel, anders in den Frühstunden eines

klaren Morgens, anders, und vielleicht am prächtigsten beim Vollmondschein. Manchmal schlagen die Wogen, sich durchkreuzend, über einander; und es entstehen Wassergrotten, in deren Tiefe dann sogleich das makellose Weiß in Smaragdtöne, oder selbst in das tiefe Grün des Lapis lazuli überschillert. Manchmal färbt eigenthümliche Lichtbrechung einen Streifen des aufwallenden Wasserstaubes mit Orangegluth und es scheinen Feuerflammen hinter den Felsen vorzulodern. Fast kein Augenblick geht an sonnenhellen Tagen vorüber, wo nicht hier oder da ein Regenbogenglanz als flatterndes Meteor erscheint und wieder verschwindet. Wer aber am Morgen zwischen acht und zehn Uhr hier weilt, vor dem spannt Iris fast immer ihren Bogen vollkommen in der stäubenden Luft aus, wie eine Brücke über dem Toben des Abgrundes.

Mitten in diesem Chaos von Licht und Farben, und mitten in dem heftigsten Anprall der Wellen stehen unbeweglich fest die vier schwarzen Felsthürme, welche den Wasserfall theilen. Unaufhörlich brüllen und schlagen die Strudel daran, und schleudern ihre Schaumflocken bis zu den Gipfeln empor, wo Gras und Gesträuche blüht — aber sie halten ruhig dem Tumulte Stand. Durch die Seite eines dieser Kolossen hat die Strömung eine große Fensterhöhle gebrochen, aber seine tiefen Wurzeln im Urgestein des Gebirges konnte sie nicht zernagen. Der Wassersturm ist so wüthend, daß es Gott versucht wäre, wollte Jemand, dem Strom von oben folgend, an eine dieser Klippen gelangen. Vor einigen Jahren wurde zur Probe ein Kahn mit einem Fährmann von Stroh den Fall hinabgelassen; noch ehe er zur Mitte gelangte, war Alles in viele Stücke zerschellt. Dagegen wird das Wagestück nicht selten siegreich unternommen, von unten her den mittlern größten der aufragenden Felsköpfe zu erklimmen. Wenn auch in dem Becken, worin sich der Strom fängt, die Wellen in wilden Kreisen wirbeln,

und je näher am Falle, um so grausenhafter kochen, so schützt doch der Felsen selbst die Anfahrt.

Es ist auffallend, daß zuweilen fremde Reisende, die den Rheinsturz zum ersten Male sehen, besonders wenn es vom Schaffhausischen Ufer aus geschieht, ihn gar nicht so imposant finden, wie sie sich ihn im Voraus gedacht hatten. Allerdings benachtheiligt eine optische Täuschung das Erhabene. So beim Staubbach im Lauterbrunnenthal, der 900 Fuß hoch herabfällt, wo aber die Reihe der Bergwände noch viel größer ist. Beim Rheinfall zehrt die Breite an der Höhe; denn er ist fünfmal breiter als hoch. Dem Niagarafalle in Nordamerika kömmt zu gute, daß er in einer Ebene und nicht zwischen Bergen herabstürzt, welche seiner Höhe im Augenmaße Eintrag thun würden. Doch je länger man den Rheinfall beobachtet und studirt, desto herrlicher erscheint er. Man kann auf ihn anwenden, was Schiller von der St. Peterskirche sagt:

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirrt;
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

Die günstigste Zeit zum Besuche der Katarakte ist offenbar das Frühjahr, wenn der schmelzende Schnee von den Hochgebirgen bricht. Im Winter ist oft das Wasser zu klein. Wer sich aber zu jeder Jahreszeit dem vollsten Genusse seines Schauerlich-Schönen hingeben will, der steige den Abhang vom Schlosse Laufen hinunter an das Bassin bis dicht unter den Wasserfall, in die sogenannte Fischenz. Hier ist eine kühne, hölzerne Gallerie vom Uferfelsen in die Strudel hinausgebaut. Fortwährende Donner umtoben diesen einsamen Standort so laut, daß kaum die menschliche Stimme mehr vernehmlich bleibt, und ein unaufhörlicher Platschregen netzt Balken, Bretter und Kleider. Blickt man aber über sich in die Höhe, so scheint der ganze ungeheure Wasserfall

auf einen herabstürzen, einen begraben zu wollen. Manchem schwindelte schon bei diesem verwegenen Anblick.

Noch ist es der Mühe werth, vom zürcherischen Ufer aus in einem Nachen an das gegenüberliegende schaffhausische zu rudern. Von dem klappernden Hammerwerke von Neuhausen, hart am Rande des Falles, und seinen des Nachts dunkelroth glühenden Fenstern hinweg, ziehen sich neue Anlagen für Lustwandelnde bis zum Schlößlein Wörth. Aber wohl das Sehenswürdigste dieses Ufers ist die **Camera obscura** in dem letztgenannten Gebäude. Sie stellt den Rheinsturz in seiner ganzen Breite dar. Es kann kein getreueres Daguerrotyp geben, das dazu noch lebendig ist, in warmen Farben strahlt und den täuschenden Donner in der Nähe hat. Ich hätte stundenlang dem Zauberbilde zuschauen mögen, auf dem eine Armslänge von mir die Strommassen sich brachen und zerstäubten. Den Indigo des wallenden Beckens, wo der Strom sich wieder zu sammeln beginnt, glaubt man mit der Hand wegwischen zu können. Und wie sonderbar! Hoch über dem Aufruhr des Sturzes, wo er am wildesten brodelt, wiegte sich in langsamen Kreisen, ruhig, kaum von der Größe einer Fliege — ein mächtiger Hühnerweih! —

Die Nebenbuhler unsers Rheinfalls, die Katarakten des Niagarastroms an Kanada's Grenzen, des Bogota in Colombien, des Pyrl in den indischen Rajemahalgebirgen, mögen ihn an Größe, nicht aber an Ruhm übertreffen. Indessen dieser Ruhm ist auch noch nicht alt. Es scheint fast, die welterobernden Römer kannten den Rheinfall gar nicht; denn keiner ihrer Schriftsteller spricht von ihm. Und doch kundschafteten die Römer auf ihren Feldzügen jedes Land mit Sorgfalt aus; freilich nur in militärischer Hinsicht. Dazu war der Rheinfall ihnen wahrscheinlich ohne Wichtigkeit. Landschaftliche Naturschönheiten hatten überhaupt, scheint es, keinen besondern Reiz für sie; wenigstens ließen sie

sich, selbst ihre Dichter, selten in Beschreibungen derselben ein. Vielleicht aber war auch der Rheinfall noch nicht vorhanden.

Daß dieser Strom einst, bevor er durch den Bodensee ging, den Weg durch den Wallen- und Zürichsee in das Aarebett genommen habe, ist kaum zu bezweifeln. Der venetische und akronische See des Alterthums (wie sonst der Bodensee hieß) hatte damals also keinen andern Abfluß von Gewässern, als von denen, welche ihm durch einzelne Bäche der schwäbischen und schweizerischen Seite zugeführt worden waren. Dieser Abfluß war unbedeutend; ward mithin nicht beachtet, zumal wenn die jetzige Felswand, über welche das Wasser niederstürzt, noch nicht durch den Wogenfall hervorgewühlt war. In Schaffhausen unter der Brücke, also eine halbe Stunde vom Rheinfall entfernt, ist die Oberfläche des Flusses um achtzig Fuß höher, als die Fläche desselben unterhalb dem Rheinfall. Das Wasser konnte daher zwischen den Felsenufern den Weg lange Zeit ohne Geräusch zurücklegen. Anders aber ward es, als der Rhein endlich seinen Lauf gegen den Bodensee durchbrochen hatte, und er die Fülle seines ganzen Wasserschatzes in denselben ergoß, die er von 150 Gletschern und zahllosen Waldströmen und Gießbächen des rhätischen Gebirgs empfängt. Dies war freilich schon zur Zeit der Römer der Fall. Allein vielleicht gehörte noch ein Jahrtausend dazu und mehr, um die allmälige, schräge Verflächung des Flusses so auszuwühlen, daß unter den Felsen von Laufen ein senkrechter Wogensturz von 70 — 80 Fuß entstand. Wahrscheinlich bohrt er sein Becken fort und fort tiefer. Wenigstens füllt er dasselbe nicht mit Geschieben aus.

Denn was der Rhein von Schutt und Schlamm aus den Gebirgen und Thälern Graubündens fortreißt, setzt er im Bette des Bodensees ab. Dafür ist in diesem noch Platz genug, weil er nicht nur einen Raum von zehn Geviertmeilen einnimmt, sondern stellenweis, wie z. B. zwischen Lindau und Bregenz, eine Tiefe

von 2300 Fuß, also eine größere hat, als die Nordsee und das baltische Meer. Wie würde der alte Ammian Marcellin erstaunen, wenn er heut die Gestade des Bodensees oder des brigantinischen Sees, wie er ihn nennt, mit Städten, Dörfern, Fruchtfeldern und Gärten umkränzt erblicken könnte. Zu seiner Zeit, also im dritten Jahrhundert, starrten diese Ufer noch von wüsten, dichten Waldungen*), durch welche Rom bloß eine Militärstraße gebahnt hatte.

So mag der Rheinfall bei Schaffhausen ein Gebilde späterer Zeit sein, von welchem die Römerzeit nichts kannte, wie hinwieder der Niagarafall in Nordamerika wahrscheinlich nach tausend Jahren auf einer ganz andern Stelle gesucht werden muß, als heutiges Tages. Denn nach neuen Beobachtungen rückt derselbe, durch fortwachsende Anhäufungen des Schutts und Geschiebes, immer mehr dem Ontario-See entgegen. Aus Strichen und Zeichen, die man im Felsen dicht neben dem großen Fall angebracht hat, ersieht man, daß der Wogensturz in den letzten 25 Jahren um 19 Fuß 7 Zoll vorgerückt ist. Ursprünglich mag er in der Nähe des Erie-Sees gewesen sein.

Es ist in unsern Tagen nichts Seltenes, das Schöne dem Nützlichen aufgeopfert zu sehen. Selbst die Pracht des Rheinfalls zu zerstören, kam Jemand auf den Einfall, vorzuschlagen, damit man stromabwärts schiffen könne. Der Entwurf ging von einem Tausendkünstler aus, der auch sogar Gletscher, mit darüber zu streuendem Kohlenstaub, wegzuschaffen hoffte, wo sie den Nachbarn lästig wären. — Zum Glück blieb das Kolossale an diesen Gedanken ihr Bestes. Man ließ dem Rheinfall sein schönes Spiel, und den Gletschern ihre Ewigkeit.

---

*) Horrore silvarum squalentium. Amm. Marcell. XV, 4.

2. Appenzeller Art und Brauch.

Die Appenzeller sind durch ihre heitere Laune und ihre drolligen Einfälle in der ganzen Schweiz bekannt; und vor allen die „Innerrhödler“. Man wiederholt sich gern ihre witzigen, spitzigen Erwiederungen bei verschiedenen Gelegenheiten, und es wird nicht ganz außer Ort sein, wenn ich zur Unterhaltung einige mittheile.

„Fort mit dir, und komm' mir nicht wieder vors Haus!“ rief einst ein reicher Herr dem Bettler durchs Fenster zu, der eben angeläutet hatte. „Nichts für ungut,“ versetzte der Bettler: „ich wollte grade bei Euch Abschied nehmen.“

Bei einer Inspektion der Milizen bemerkte der eidsgenössische Oberst, daß die Kragen der Uniform ungleich zu sein schienen. „Das kömmt nur daher“, sagte Einer, „weil nicht alle Soldaten ordonnanzmäßige Hälse haben.“

Ein Landammann, der von einer erhaltenen Sendung Stockfische dem Gemeindsvorsteher zum Kauf angeboten hatte, und zur Antwort erhielt: „Stockfische lieb' ich überall nicht!“ erwiederte diesem: „das sind' ich nicht gut, wenn Brüder einander nicht lieb haben.“ — „Doch besser,“ versetzte der Ortsbeamte: „als wenn sie einander fressen.“

Freilich der Landammann ist die höchste Magistratsperson im Staat; aber im Privatleben allen Bürgern des Landes gleich. Er muß sich daher wohl gefallen lassen, wenn er vom geringsten Bauer dieselbe Behandlung empfängt, die er diesem widerfahren läßt. In der Demokratie wird das Amtsvorrecht nicht, wie in monarchischen oder aristokratischen Staaten, zu einer Art persönlichen Rangs und Vorrechts verwandelt; hinwieder dennoch der obrigkeitlichen Würde, und trüge sie auch der gemeinste Bürger, Ehrfurcht gezollt. Als die Gesandten Alexanders des Großen zu dem noch größern Phocion kamen, fanden sie ihn mit Wassertragen, seine

Gemahlin mit Backen beschäftigt. Solche Ueberraschungen sind in den schweizerischen Demokratien gar nichts Seltenes, wenn auch die Phocionen fehlen.

Der Landammann Gebhard Zürcher von Außerrhoden war Landbauer und Zimmermann. Wenn er Morgens in amtlichen Sitzungen des Rathes oder in Kommissionen die Verhandlungen mit Einsicht geleitet hatte, sah man ihn Nachmittags hinter dem Pflug oder mit der Art in seiner Werkstätte. So fand ihn einst ein Patrizier aus einer der schweizerischen Hauptstädte, der sich wegen erheblichen Angelegenheiten an die Regierung von Appenzell wenden mußte. Der Landammann führte ihn in sein Wohnzimmer, um ihn anzuhören. Der Patrizier, vor dem Mann im Schurzfell wenig Achtung fühlend, setzte den Hut wieder auf, und mit der Reitgerte in der Hand spielend, trug er ihm sein Geschäft vor. Als er vollendet zu haben glaubte, und in einer vornehmen, fast herablassenden Stellung das Urtheil des Landammanns erwartete, fragte dieser: „Mit wem wollt Ihr denn eigentlich reden? Mit dem Bauer Gebhard Zürcher, oder mit dem Landammann von Appenzell?“ — „Natürlich mit dem Landammann!“ antwortete der Patrizier. „So nehmt den Filz ab,“ sagte der Landammann mit edlem Ernst: „vergeßt keinen Augenblick, vor wem Ihr steht; und traget mir Eure Sache vor, von der der Landammann nichts gehört hat, weil Ihr sie nur Eures Gleichen, dem Bauer, erzählt habt.“ — Der betroffene Patrizier gehorchte mit Ehrerbietung und stammelte erröthend seine Entschuldigungen.

Eben dieser Landammann Zürcher saß an einem schönen Sommerabend mit Freunden vor dem Hause, als sich ihm zwei Weiber nahten, die mit einander in vollem Zank begriffen waren. Jede der Wüthenden brachte ihre Klage an, reichlich mit schändlichen Vorwürfen gegen die andere gespickt. Der Landammann, welcher sie beide genugsam kannte, hörte ihr Toben eine gute Weile ge-

lassen an. Endlich gebot er Stillschweigen, und sagte ganz trocken: „Hier ist nicht schwer zu entscheiden; gebt euch zufrieden und geht ruhig heim, denn ihr habt beide völlig recht!“ — Die Anwesenden brachen in lautes Gelächter aus, und die Zänkerinnen machten sich beschämt davon.

Ein Appenzeller, welcher drei Weiber gehabt hatte, wurde einst gefragt, welche von ihnen die Beste gewesen sei? — Er antwortete: „Beiß in drei hübsche Holzäpfel, und sage mir, welcher von ihnen der Süßeste gewesen sei.“

„Wie lange tragt Ihr Euern Schnurrbart schon?“ fragte man einen alten Innerrhödler. „Länger als Ihr denken könnet!“ versetzte dieser. „Ihr habt ihn doch wohl nicht mit auf die Welt gebracht?“ — „Ei nun, doch den Platz dazu.“

Viele in den Thälern von Appenzell ehemals üblichen, oft rohen Volksspiele haben sich nach und nach verloren; andere sind wegen ihrer Gefährlichkeit, und weil sie selten ohne Unglück abliefen, verboten worden; Andere hatten sie mit andern Gegenden der Schweiz gemein, wo sie noch jetzt gelten. Gewöhnlich bestehen sie in Uebungen körperlicher Gewandtheit und Kraft. So das Eierlesen um Ostern. Zwei Jünglinge, nur in Hemd und Hosen, aber mit flatternden Bändern geziert, beginnen im Angesicht der Zuschauer ihren Wettgang. Der eine läuft eine halbe oder ganze Stunde weit zu einem bestimmten Ort, wo man ihm ein Glas Weins reicht, und eilt dann wieder von wannen er kam zurück. Der Andere hebt inzwischen 50 oder 101 Eier auf, die er in einen mit Spreu gefüllten Korb wirft, ohne daß eines zerbrechen darf. Aber die Eier sind auf einer Wiese in schnurgrader Linie gelegt, jedes vom andern eine Elle weit. Der Auffammler beginnt am äußersten Ende der Linie, und trägt Ei um Ei zum Korbe am andern Ende der langen Reihe. Sieger ist, wer seine Aufgabe am ersten vollendet hat.

Eben so ist das Stein-Werfen oder „Steinstoßen" eine Kraftübung besonderer Art. Wer den schwersten Stein am weitesten schleudert, empfängt, unter dem Jubel der Zuschauer, den Ehren-Preis; einen buntgestickten ledernen Küher-Gürtel, oder eine Kappe von feinem Leder, oder eine Denkmünze, oder Geld im zierlichen Beutel. Der zu werfende Stein ist aber oft über einen halben oder ganzen Zentner schwer und von runder, schwierig zu handhabender Gestalt. Wer ihn lüpft, muß ihn sich selber auf eine der Schultern legen, und dann erst schleudern. Im Jahr 1805 hob ein Mann von Urnäsch einen Stein von 184 Pfund auf, und warf ihn zehn Schuh weit.

An die Ringer-Spiele des Alterthums, bei Griechen und Römern, mahnt das schweizerische „Hosenlüpfen". In einem Kreise von Männern und Weibern, Jünglingen und Mädchen, stehen die kampffertigen Athleten. Sie nahen in gebückter Stellung. Jeder sucht die Theile, bei welchen er ergriffen werden kann, Schultern und Hosengurt, so weit er kann, vom Gegner zu entfernen. Endlich drängen sie, Kopf an Kopf, Wirbel an Wirbel gestämmt, zusammen, und haschen nach Gurt oder Schulter des Andern. Eins oder das andere ergriffen, beginnt ihr wirkliches Ringen. Wer von beiden zuerst zu Boden gestürzt wird, ist der Ueberwundene. Aber man sollte die gewaltigen Anstrengungen dieser Muskelstarken, ihre geschmeidigen Wendungen und Biegungen, ihre durch Gleichgewicht der Kräfte zuweilen erzwungene starre Ruhe sehen, die plötzlich wieder in ungestüme Angriffe übergeht; ihre äußersten Machtversuche und Listen sehen, die Fersen des Gegners vom Erdboden zu trennen, um sich eine lebendige Vorstellung vom Ringen des Herkules mit dem Riesen Antheus zu geben.

Ich übergehe eine Menge anderer üblicher Spiele, die von minder eigenthümlicher Art sind. Manche der in der Vorzeit gebräuchlichen, oft lebensgefährlichen, worin nur rohe Kräfte sich ohne

Zweck erschlossen, wie im „Blockfest", da man ungeheure Baumstämme in Prozession durch die Dörfer schleppte, sind im gleichen Verhältniß abgegangen, wie, mit größerer Gesittung, das Gefallen an geselligen Spielen des Witzes und heiterer Laune, oder an der Kunst des Gesanges, wuchs.

Unter den öffentlichen Volksbelustigungen, die auch jetzt noch wie ehemals, und weit allgemeiner, denn ehemals, beliebt sind, gehört das Ziel- und Scheibenschießen. Sonntags hört man fast in allen Dörfern, während der Sommerzeit, das Knallen der abgeschossenen Stutzer. Abwechselnd werden bald in dieser bald in jener Ortschaft „Freischießen" gegeben, bei welchen den Besten der Schützen, die weit her aus den Umgegenden erscheinen, kostbare Siegespreise aufgestellt sind.

Ehemals waren diese Uebungen der Schützen auch in Deutschland gemeiner. Sie dienten zur Verbrüderung und Vergesellung der Völkerschaften. Beim großen Hauptschießen zu Stuttgard, im Jahr 1560, sah man auch die Schweizer zahlreich. Man zählte da anderthalbtausend Schützen mit 96 Gesellschaftsfahnen; und unter den Schützen erblickte man Fürsten und Bauern beisammen um den Preis zielen. Bekannter noch ist das große Freischießen von Straßburg im Jahr 1576, zu welchem die Züricher verhießen, so freudig und rasch zu eilen, daß ihr in Zürich gekochter Hirsbrei noch in Straßburg warm ankommen solle. Sie hielten Wort, indem sie zu Schiffe, mit ihrem Brei die Limmat, Aar und den Rhein hinabschwammen.

Die in Deutschland zum Theil halb, zum Theil ganz erloschene Sitte dauert in der Schweiz, und nicht in Appenzell allein, sondern in allen Kantonen ungeschwächt fort, ja in größerm Maßstabe, als vor Zeiten. Privatleute und Regierungen zollen ansehnliche Gaben zu den Festen, welche durch Stiftung der sogenannten eidsgenössischen Freischießen wirkliche Nationalfeste geworden

sind. Das erste von diesen gab die Schützengesellschaft der Stadt Aarau im Jahr 1824. Sie lud dazu die Meisterschützen der gesammten Eidsgenossenschaft ein. Es dauerte, unter Zudrang aus fast allen Kantonen, acht Tage lang. Seitdem haben sich diese von zwei zu zwei Jahren wiederkehrenden olympischen Feste der Schweiz durch Theilnahme aller Gegenden vom Rhein bis zur Rhone selbst zu einer politischen Bedeutsamkeit gehoben. Sie gelten nicht mit Unrecht als Sammelpunkt der geschicktesten Stutzer-Schützen, die einst bei dräuender Gefahr von Außen durch ihre erprobte Kunst eine nicht zu verachtende Schutzwehr fürs Vaterland bilden werden. Durch begeisterte Lieder und Reden wird dabei der Nationalgeist immer wieder kräftiger angefacht. Und unter den fröhlichsten Sängern, wie unter den glücklichsten Schützen stehen stets die Appenzeller voran. Aber eine jede der 26 Gemeinden von Außerrhoden hat auch ihre eigene Schützengesellschaft und jedes ihrer 400 bis 500 Mitglieder seinen eigenen Stutzer mit Zubehör. Mehr als die Hälfte dieser Männer ist in dieser Kunst so eingeübt, daß ein Schuß aus freier Hand nie ein Brett von der Größe eines Geviertschuhes in der Entfernung von 200 bis 300 Schritten verfehlt.

---

3. Das Wildkirchlein.

Ein fantastisches Gebilde der schöpferischen Natur! Oder ist es das nicht erst durch menschliche Einfälle geworden? Nicht romantisch darf ich diese Stelle nennen, sondern lieber einen Roman selbst, mitten in die Alpen hineingebaut, abenteuerlich und seltsam, dem nur noch die belebenden Gestalten aus den Fantasien Walter Scotts abgehen.

Im grauen Kalkstein einer Felswand der innerrhodischen „Eben-

alp," 4620 Fuß über dem Meer, wölbt sich eine geräumige Höhle, die mehr denn hundert Fuß über der darunter grünenden Bommeralp und ihren Heerden erhaben ist. Drinnen errichtete die Andacht einen Altar, dem heiligen Michael geweiht; daneben einen Kapellenthurm, dessen Glocke fünfmal des Tages geläutet wird. Ihr weit durch die Stille der Berge und Alpen schallender Ton ruft die Sennen eben so oft zum Gebet. Ueber der Grotte aber steigt der senkrechte Felsen noch einige Hundert Fuß himmelwärts. Neben ihr ist eines bärtigen Kapuziners Einsiedelei zwischen Felsen geklebt, die auch eine Grotte formen, malerisch, wie Alles hier. Eine kleine Brücke führt am tiefen Abgrund zu ihr. Dies noch nicht genug. Hinter des Einsiedlers Gemach klafft eine neue Höhle aus einander. Sie hat wohl 60 Schritte Breite und 80 Schuh Wölbung. Beständig träufelt darin Wasser herab, welches, von Kalktheilen geschwängert, Alles mit Tropfsteinrinde deckt und überzieht. Hundert Schritte wandert man durch den Bauch des Berges, bis sich der Weg verengert zu einer schmalen Höhle. Das Innere derselben ist von feuchter Mondmilch überkleidet; der Boden voller Steintrümmer und Felsspalten. Es geht über diesem Schutte steil aufwärts. Der Eremit leuchtet mit flammendem Holzscheit voran. Man steht vor einer kleinen Thür. Sie wird aufgeschlossen, und es tritt uns ein blendendes Bild entgegen: eine fremde Alpenaussicht, blauer Himmel, Gebirg, glänzendes Wiesengrün, Halmen der Gräser wie durchsichtig. Es ist keine Täuschung. Wir sehen umherirrende Rinder. Wir hören das zeitweise Tönen ihrer Halsglocken. Wir sind durch das lange Felsengrab in die schönste aller innerrhodischen Alpen gelangt, in die Ebenalp, wo Hunderte von Kühen weiden.

Die gesammte Gebirgskette, wie sie in ihrer Länge und in ihren Seitenzweigen vom Kamor bis zum Säntis hinzieht, ist voll solcher Höhlungen ihres Innern. Viele mögen weitläuftiger sein,

als ihre engen Oeffnungen verrathen, die von den Hirten bald Wetterlöcher, bald Windlöcher, Krystallhöhlen und Ziegenlöcher genannt werden. Viele mögen im Bauch der Berge mit einander in Verbindung stehen. Aber wer wagt das Leben, um die Geheimnisse der unterirdischen Nacht zu erforschen? Die Hirten der Alpen bauen ihre Milchhütten zu solchen Felslöchern, aus denen jederzeit ein kalter Luftstrom bläst, der die Frische der Milch, selbst in den heißesten Tagen, bewahrt. In der italienischen Schweiz dienen dergleichen Grotten zur Aufbehaltung des Weins.

Aber das Wildkirchlein in der Grotte des Ebenalpfelsens baute, (im Jahr 1756) zur Nahrung oder Bewahrung der Frömmigkeit, ein gottesfürchtiger Bewohner des Fleckens Appenzell, Namens Paul Ulmann. Am Festtag des Schutzengels Michael wird alljährlich hier Messe gelesen. Nach ihrer Vollendung erschallt die weite Ebenalp vom Jubel, Spiel, Gesang und Lärmen, bei Schmaus und Trunk, der hiehergezogenen frommen Christenmenge des ganzen Gebirgs. Auch ohne gerade der Andacht pflegen zu wollen, wandern an schönen Sonntagen die Nachbarschaften dahin. Vom Kurort Weisbad sind es nur anderthalb Stunden.

Man möchte fast den Einsiedler um sein herrliches, hohes Adlernest an einer der Säulen des merkwürdigen Naturtempels beneiden. Er selbst aber hat, bei dem vor ihm schwebenden Wechselspiel des Himmels und der Erde, nur Kapuzinergedanken. Der Anblick des ungeheuern Prachtbildes draußen vor dem Fensterlein seiner Hütte ist ihm zur gewohnten, bunten Tapete geworden.

Ich stand in der Stille des Sommermorgens droben einsam. Vor mir lag's wie ein aufgeschlossenes Weltall. Der Blick schweifte lang und irre durch die helle Weite in blauverdämmernden Fernen. Er findet keinen Haltpunkt, wo er ruhe. Die zahllosen Hütten, wie Maulwurfshäuflein, an den Hügeln Appenzells verschwinden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben, sind

zur flachen in sich verschwommenen Landkarte geworden, zur Mosaik, worauf sich das himmlische Gewölbe lehnt. Die Seele bebt vor wollustvollem Grausen, als habe sie sich in der Unendlichkeit verloren. Der Blick flieht scheu zurück, wie wenn er in einem unbegrenzten, lautlosen Meer von Duft und Duftfarben zu ertrinken scheue. Er rettet sich zu benachbarten Alpenfirsten, zu nähern, festern Gegenständen. Er senkt sich, wo der Seealpsee aus dem nachbarlichen Hochthal, wo der Wellenschaum des Schwändibaches aus schwarzer Waldschlucht, und der Strom der Sitter hinter Hügeln heraufglänzt. Das milbenhafte Geschlecht der Sterblichen bleibt dem Auge in dieser Höhe unsichtbar. Die weiten Landstriche drunten sind still und todt, als wären sie noch unbewohnt; als müßten sie noch aus Hochasien, der Wiege des Menschengeschlechts, Bevölkerung erwarten.

So stumm und todt schwang sich einst Jahrtausende lang dieser Weltball in weiten Kreisen um die Sonne, nur Spielball gährender Elemente, welche, aus den Tiefen der Gewässer, Länder und Gebirge hervordrängten; — und Jahrtausende rollte er wieder im grünen Gewande seiner Urwälder und Savannen dahin, ehe das Thiergeschlecht aus Meeren und Sümpfen über festen Grund hervorging und sich stufenweis und wechselweis mit Pflanzenarten entfaltete. — Wann endlich trat der Mensch in den vollendeten Gottesgarten? Wie viele Jahrtausende flossen abermals vorbei, eh' er sein Lallen des Säuglings mit einer ausgebildeten Sprache vertauschte, und die Sage vom Schicksal seiner Tage Enkeln überliefern konnte?

Vor meinem innern Blick zog, unter diesen Gedanken, die Lebensgeschichte der Menschheit mit ihren Familien und Nationen, mit ihren Göttern und Heroen, Pyramiden und Ruinen, Tyrannen und Märtyrern, Weltumseglern und Erfindern vorüber. Ich sah, wie Jakob im Traum, die Himmelsleiter des sterblichen Ge-

schlechts, wie es, von Stufe zu Stufe seiner Gesittung, zur Vergöttlichung überging. Auf jeder Stufe standen Millionen; die meisten dieser Millionen auf der niedrigsten, dem Urschlamm der Erde am nächsten.

Es ist die Stufe der Kindheit unsers Geschlechts, der Stand ursprünglicher Wildheit. Der Mensch, noch ohne Gesetz, ohne Eigenthum, ohne deutlichen Begriff, fast ohne Sprache, steht da unter alleiniger Vormundschaft der Natur, der Leitung seiner Lebens- und Kunsttriebe überlassen. Sein weiches Gedächtniß hat nur selten bleibende Eindrücke. Er genießt und vergißt. Mit Gegenständen ändern seine Gefühle. Er weint, aber lacht im nächsten Augenblick mit unsinniger Freude. Er hascht nach dem, was ihn anglänzt. Ihm scheint Alles Gemeingut. Er kennt kein Recht kennt keine Strafe, nur Rache und Furcht. Den Thieren verwandt, an Schärfe der äußern Sinne ihnen gleich, im Nachahmungstriebe sie übertreffend, beobachtet er sie mit furchtsamer Neugier. Er lernt von ihnen bauen, den Feind beschleichen, sich verstellen, wie sie, und ihre Spiele und Tänze nachäffen. — Wer gibt Rechenschaft über die Dauer der Zeiträume, in denen noch, mit dem Gedächtniß, die Geschichte der Menschheit fehlt? Wer erinnert sich der eigenen Tage, da er selber noch, als Säugling an einer Mutterbrust lag? Der Wilde liegt an der Mutterbrust der Natur.

Aber er erstarkt; er klimmt, als Knabe, zur andern Stufe der Gesittung hinauf. Er wird auf ihr ein Halbwilder. Sein Gedächtniß hat Festigkeit gewonnen. Es leitet ihn durch die unwegsamen Steppen und Urwälder; es verleiht ihm Macht, Erfahrungen und Schicksale der Alten, in Sagen und Sängen fortzupflanzen. Der Greis lehrt; der Starke gebietet; der Schwache gehorcht; das Weib ist Magd; der Besiegte Sklav. Im Hochgefühl roher Kraft wird dem Halbwilden Unerschrockenheit in Gefahr, Ausdauer in Noth, trotzige Verachtung des Schmerzes und

des Todes, die höchste Tugend. Dem Ungestüm seiner Begierde opfert er gleichgültig das Leben. Ebenso gleichgültig bringt er Menschenopfer und schmückt er die hinfällige Hütte mit Schädeln der Erschlagenen. Auch Schönheitssinn erwacht. Das Weib erhöht seinen Reiz mit kindischem Zierrath; der Mann tättowirt sich. Der Schrecklichste ist dem schwächern Geschlecht der Liebenswürdigste. Der Held herrscht oder der Stammvater der Familie; die Kriegergemeinde gibt das Gesetz. Wie heut noch Eskimo's in der Eiszone, Guaraxi's, Mbaza's und andere Horden in Tropenländern Amerika's, standen einst die Griechen der Urzeit, die Germanen des Tacitus, die Gälen Ossians.

Nur vor Einem erbebt der Trotz des Halbwilden; vor dem, den seine Faust nicht zwingen, sein Pfeil nicht erreichen kann. Es ist die unsichtbare Gewalt im Donner der Wolke, im Sturm, der den Wind bricht; die Gewalt, welche Sonnen und Monde ruft und verfinstert. Er ahnet einen großen Geist, er ahnet Gottheiten; er hört in Träumen ihre Stimme, sieht in Wundern und Zeichen ihren Wink.

Erfahrungen steigern die Urtheilskraft. Losgerissen endlich von der Vormundschaft der Instinkte, vertraut sich das jugendliche Geschlecht der Sterblichen seiner Selbstmacht. Es verläßt die Mutterhand der Natur und verliert sich mit irren Schritten in ein Labyrinth reizender Täuschungen. Der Knabe ist zum lebenstrunkenen Jüngling geworden; der Halbwilde zum Barbaren. Er betritt eine höhere Stufe der Himmelsleiter. Die Keime von Staat, Kunst und Religion, im Leben der Halbwilden schwächlich aufgesprossen, gewinnen unter barbarischen Völkern festere Formen. Aber die Einbildungskraft überwuchert noch den halbentwickelten Verstand und mehr noch die Vernunft. Maßlos in Liebe und Haß und in allen Begierden, schweift der Barbar, gereizt von ihnen, vom Aeußersten zum Aeußersten. Er kennt keine Mittel-

bahn. Nur Außerordentliches, Riesenhaftes, Uebermenschliches ist seiner Bewunderung werth. Da paaren sich Rohheit und Zartgefühl, Grausamkeit und Edelmuth, Freiheitsstolz und Knechtsgeist, Ueppigkeit und Weltentsagung. Der Barbarenstaat hat nur Leibeigene und Bevorrechtete; Erbadel und Priesterthum, despotische Göttersöhne oder die Gottheit selber auf dem Thron, von Altardienern umgeben. Im Wesen der Majestät wohnt ihm Uebernatürliches; die Religion wird entweder schwärmerische Andacht und Wundersucht, oder trockene Werkheiligkeit. Es fordert der Barbar dem Frieden prunkvolle Feste, glänzende Spiele, alle Wollüste des Lebens ab; dem Kriege hinwieder Riesenthaten und Abenteuer. Er vergöttert die Geliebte, kämpft und stirbt für den Ruhm ihrer Schönheit, und verwandelt sie in der Ehe zur Sklavin seiner hausherrlichen Hoheit.

Unter dem Walten der Fantasie und ihres Zaubers geht die kindliche Augenlust am bunten Glanz und rohem Pomp, am Wunderhaften und Gigantischen, allgemach zum edlern Geschmack über. Kein Lebensalter der Nationen ist der Entfaltung des Kunstsinns gewogener, als das ihrer Barbarei. Tanz, Malerei, Baukunst, Bildnerei, Dichtung und Musik treten der Vollendung entgegen. Da steigt das Alterthum in Verklärung aus den Nebeln der Sagen; von dorther strahlt die goldene Zeit mit ihren Paradiesen, wo die Götter noch menschlich schwach, die Menschen göttlich groß auf Erden wandelten. Die Helden der Halbwilden sind dem Barbaren Heroen und Giganten geworden; und, mit abergläubiger Ehrfurcht, zollt er ihren Enkeln noch Huldigungen, als wäre vom Geblüt der Unsterblichen, Gottartiges in ihren Adern vererbt.

Aber es kommen die Jahre, da jene Unbändigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft dem überlegener gewordenen Verstande weicht, das Brausen des Jünglings Bedachtsamkeit des Mannes wird und der Barbar zum Halbbarbaren heranreift.

Auf dieser höhern Staffel der Menschheit seh' ich große Nationen, umsichtiger und klüger dastehen; aber nicht edler, nicht weiser. Ehre, Gewalt und Gold sind noch die Hebel aller Unternehmung; Vernunftgesetz, Tugend und Religion werden Dienerinnen des schlau berechnenden Verstandes. Materielle Interessen ragen hoch über die Interessen des Geistes hinaus. Während die Kunst des Schönen welkt, treten Prachtstädte, Handelsstraßen, Flotten, stehende Kriegsheere, Hochschulen in Fülle hervor. Man beflügelt die Schiffe mit Dampf, und fliegt, von Gaswolken getragen, über das Reich des Adlers hinaus.

Der Halbbarbar gibt seiner Barbarei nur gefälligere Formen, und setzt an die Stelle schwärmerischer Fantasie den Kalkul der Selbstsucht, welche sich aber in Farben der Vaterlandliebe, Menschenliebe und Gottesliebe kleidet. Schulen und Kirchen, Schauspielhäuser und Rednerbühnen ertönen von Tugenden; aber man verlacht im Stillen den, der ihnen Rang, Vermögen und Lebensfreuden hinopfert, ohne stattlichen Ersatz. Ein Mensch ist zwar nicht mehr Leibeigener des andern, aber des Staates. Er wird mit dem Boden seines Landstriches verkauft, vertauscht und vererbt. Der Staat selbst ist kunstreich gebaut, aber ohne Einfalt; ein widerspruchvolles Flickwerk von Ueberbleibseln roher Vorzeit mit vernunftgemäßern Stiftungen; ein ritterthümlicher Burgstall mit modernen Anhängseln, worin Glauben, Aberglauben und Unglauben beisammenhausen.

Ich blicke zur höchsten Gesittungsstufe der Menschheit empor. Wie stehen doch so wenig droben! Sie winken den Tieferstehenden; ihr Ruf wird nicht verstanden; deswegen verhöhnt. In ihrer Höhe gilt der Mensch nach innerm Werth und dem, was er *ist*, nicht was er *hat*. Da führt ihn die Alleinherrschaft der heiligen Vernunft wieder zur Heiligkeit der längst von ihm verlassenen Natur zurück. Wohl seh' ich noch Reichthum und Armuth, aber

keinen Pöbel mehr, weder in Seiden- noch Zwilchgewand. Ich sehe noch Schwache und Starke, aber das Gesetz und das sittliche Gefühl über Alle. Selbst das Weib ist in der bürgerlichen Gesellschaft Genossin höhern Rechts geworden. Ich sehe noch Sünder und Strafen; aber die Strafe ist nicht mehr Rache oder allein Sicherheitsmaßregel für andere, sondern Verbesserungsmittel des Irrenden. Ich sehe — — —

Ach, meine Himmelsleiter und alle Gesichte verschwanden plötzlich. Der Kapuziner läutete die Glocke des Wildkirchleins, murmelte ein Ave Maria und bot mir nebenbei, aus der buchsbaumenen Dose, eine Prise.

---

4. Zwingli's Hütte bei Wildhaus.

Sie ruht still am Gebirg, zwischen umzäumten Gärten, die dreihundertjährige Hütte von Holzstämmen*), ihr Dach mit Steinen beschwert, daß es die Stürme nicht entführen. Blumen vor den paar Fenstern verrathen das Gemach der Tochter vom Hause; drunten fünf zusammengereihte Fenster mit kleinen runden Schei-

---

*) Es mag vielleicht befremden, daß eine hölzerne Hütte ein Alter von 300 und mehr Jahren erreichen könne. Aber in der Schweiz ist es keine große Seltenheit, solche Wohnungen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu sehen. Man erkennt aus dem Aeußern und Innern der Bauart das Zeitalter ihrer Errichtung. Vom ersten Holz freilich mag wenig daran vorhanden sein; aber wie ein Balken, eine Sparre, ein Brett verdorben ist, wird es frisch ergänzt. So erneuern und bewahren diese Hütten sich in der ursprünglichen Form und Art, wie der menschliche Leib, der die verdünstenden Stoffe immer wieder durch neue ersetzt, nicht ganz der ursprüngliche bleibt, und doch der Gestalt und den Zügen nach der nämliche ist.

ben, das Wohnzimmer der Familie, mit den Nebengemächern. Im Hintergrunde steigt ein Seitenarm des Säntisgebirgs, der wilde Schafberg, über 7000 Fuß hoch, zum Himmel. Am Berghang lagert sich das Dörflein Wildhaus, mit seinen beiden Kirchen für evangelisch-reformirte und katholische Christen.

Dies also die bescheidene Hütte, in welcher Hulbreich Zwingli, der kirchliche Reformator der Schweiz, geboren ward (1. Jänner 1484), dessen Namen immerdar, neben Luthers Namen, in den Jahrbüchern der Menschheit geehrt bleiben wird. Dies also die Umgebungen, unter welchen in reiner Gebirgsluft, beinahe vierthalbtausend Fuß über dem Meeresspiegel, der Mann die Spiele und Träume seiner Kindheit genoß, der nachmals die Weltmonarchie des römischen Stuhls gewaltiger erschütterte, als es vor ihm Kaiser und Könige vermocht hatten.

Beim Anblick dieser Hütte und ihres vom Alter schwarzen Gebälkes drängen sich der Seele des Vorüberwandernden unwiderstehlich, mit den großen Erinnerungen, ernstere Betrachtungen auf. Der gewöhnlichste Gedanke pflegt zu sein: Wer hätte dem unbeachteten Knaben, dem Sohne eines Dorfammannes, sein großartiges Schicksal weissagen mögen, als er im zehnten Jahre das kleine Vaterhaus verließ, um in Basel die Schule zu besuchen? — Eine Frage, die auch bei allen berühmten und unberühmten Menschen wiederholt werden könnte. Eben so wenig ist es eines Erstaunens werth, daß Männer, welche wahrhaft groß und dauerhaft durch Jahrtausende auf das Loos der Menschheit einwirkten, selten oder nie Hochgeborne oder aus der Reihe der sogenannten Erdengötter waren, sondern von niedriger Herkunft. Denn der Erdengötter und Gewaltigen sind wenige; die größere Menschenmasse der Nationen besteht aus Leuten gemeinen Stammes und Vermögens. So sind nothwendig darunter auch der ausgezeichnetern Geister mehr vorhanden, als unter Wenigen. Aber was diese

Ausgezeichneten immerhin Herrliches leisteten, sie verrichteten es nicht einmal aus eigener Kraft. Sie waren nur Werkzeuge in der unsichtbaren Hand einer höhern Gewalt; waren geweckt durch Erfahrung und Schicksal; hingelenkt zum Ziel durch Lebensumstände, die sie kaum erkannten, und die unabhängig von ihnen erschienen; waren begünstigt in ihrem Werk von der Stimmung des Jahrhunderts, vom Zusammenschlagen aller Verhängnisse und Verhältnisse des Zeitalters. Zweifle doch Niemand, es leben Tausende und aber Tausende in dunkler Vergessenheit unter uns, mit reichern Schätzen des Geistes ausgestattet, als Cäsar und Napoleon, als Mahomed und Nanek, als Praxiteles und Rafael von Urbino, als Luther und Zwingli. Sie haben zu allen Zeiten gelebt. Aber Gott entzog ihnen das Jahrhundert und die Gelegenheit.

Hinwieder haben andere Männer durch einen einzelnen Gedanken ungeheure Weltveränderungen hervorgebracht, von denen sie selbst nichts geträumt hatten. Colombo wollte nur einen neuen Handelsweg nach Ostindien suchen, den nachher Vasco de Gama fand; er entdeckte statt dessen einen unbekannten Welttheil und verwandelte damit der europäischen Nationen Sitte, Lebensweise, Gesetzgebung, Handel und politische Verhältnisse und Interessen. — Guttenberg hatte in Mainz den Einfall, seines Nutzens willen, das einträgliche Gewerbe des Bücherabschreibens durch Abdrucken der Buchstaben zu erleichtern und zu vereinfachen; und er beflügelte den Gang der allgemeinen Zivilisation, machte die Weisheit des Alterthums nach Jahrtausenden zum Gemeingut der Völker, und lösete die Fesseln der Nationen, welche die Barbarei geschmiedet hatte. — Der Zufall zeigte einem Mönch, welcher Gold oder den Stein der Weisen suchte, die Kraft des entzündeten Salpeters, mit Kohlen- und Schwefelstaub verbunden; seine Entdeckung machte allem Vorrang und Heldenthum des Ritterwesens

ein Ende und schuf eine neue Kriegskunst. — Dem Sterblichen gehört seine That, dem göttlichen Verhängniß ihre Wirkung.

Die größten Revolutionen auf Erden, deren Schwingungen und Nachklänge von allen Weltaltern empfunden werden, sind nicht von irdischen Thronen, nicht vom Siegesschwert der Feldherren, nicht aus Schatzkammern der Großen hervorgegangen. Was ist von den Heldenzügen eines Alexander, Cäsar, Attila, Karl des Großen oder Napoleon übrig geblieben, als ein leeres Andenken? — Die meisten Schlachtfelder, die Namen der meisten Könige sind vergessen. Aber die großen Ideen eines Moses, Plato, Sokrates, die Worte Christi und seiner Jünger, und Luthers und Zwingli's, die Gedanken eines Aristoteles, Newton u. s. w. leben und wirken noch immer fort. Auf dem Erdball ist die Menschheit ein Geisterreich; ihr Wesen und Schaffen geistig; alles Irdische und Materielle nur ihr todtes Werkzeug. Tonnen Goldes, Thronen, Heere, Flotten, Altäre sind nur Mittel, vergänglich und ohne eigenen Werth, wie der irdische Menschenleib nur des Geistes angebornes Mittel ist. Länderfürsten empfangen auf einem geringen Erdfleck für einen Augenblick Vergötterung des Staubes. Geisterfürsten geben der Geisterwelt, welche den Stern des Erdballs bewohnt, Vergöttlichung; sie gebieten in ihr ewig.

Doch ich bemerke fast zu spät, daß ich in den Fehler der geschwätzigen Ciceronen verfalle, die, wenn sie den Beschauer zu Sehenswürdigkeiten führen, seine Freude mit langweiligem Wortkram verderben. Also zurück zur Hütte und zu Zwingli!

Der kirchliche Winkelried, welcher der Glaubensfreiheit die Gasse bahnte, begann sein kühnes Unternehmen im Jahr 1516 auf der Kanzel von Glarus; setzte es im Wallfahrtsort Einsiedeln bis zum Jahre 1519 fort, und vollendete es im großen Münster von Zürich. Luthers Eifer war erst durch Tetzels schamlose Ablaß-

krämerschaft gereizt worden; Zwingli lebte schon einige Jahre in voller Thätigkeit, ehe der Franziskaner Samson in die Schweiz trat, um für den römischen Hof mit Ablaßzetteln Geld einzuwechseln.

Große Geister stehen über ihrem Jahrhundert; kein Wunder, wenn dieses sie nicht begreift, sie lästert und ihnen den Dornenkranz aufs blutende Haupt drückt, welchen erst die Nachwelt zum Siegeskranz macht. Sie bedürfen für Leben und Kampf höhern Muth, als den gemeinen, soldatischen im Schlachtfeld. Ein solcher Geist, mit solchem Muth, war Zwingli's Geist, der sich mit den Meisterwerken des klassischen Alterthums genährt hatte. Selbst Luther begriff einen Mann, wie Zwingli, nicht, der auch in Lehren, Thaten und Tugenden der großen Griechen und Römer Offenbarungen Gottes erkannte, und sagte: „Beide Cato's, Camillus und Scipio wären nicht hocherhabne Menschen gewesen, hätten sie nicht Religiosität gehabt. Die Religion wurde nicht inner Palästina's Grenzen allein bewahrt; denn nicht Palästina hat jener himmlische Schöpfergeist allein geschaffen, allein geliebt, sondern das Weltall!“

In diesem erhabenen Sinne schrieb er jene schöne Stelle seines Schwanengesanges nieder, worin er sagte: „Dort (in der Ewigkeit) wirst du sehen, in einerlei Gesellschaft, alle Heiligen, Frommen, Weisen und Gerechten; den Erlöser und die Erlöseten; Adam, Habel, Henoch, Noah; Abraham, Isaak, Jakob, Juda, Mosen, Josua, Gedeon, Samuel, Elias, Elisäus, Esaias, die jungfräuliche Gottesmutter; David, Ezechiel, Johannes, den Täufer, Petrus, Paulus, Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen, Scipionen, und deine Vorfahren alle, die im Glauben sind verstorben!“ — Luther gerieth beim Lesen dieser Stellen vor Zorn fast außer sich. — „Was,“ rief der wittenbergische Reformator: „was bedarf man weiter noch der Taufe, der Sakramente, Christi, des Evangelii, der Propheten

oder der heiligen Schrift, wenn solche gottlose Heiden, wie Sokrates und Aristides, ja der greuliche Numa, der zu Rom alle Abgötterei gestiftet durchs Teufels Offenbarung, und Scipio, der Epikuräer, selig und heilig sind mit den Patriarchen, Propheten und Aposteln im Himmel, so sie doch nichts von Gott, Schrift, Evangelium, Christo, Taufe, Sakrament oder christlichem Glauben gewußt haben? Was kann ein solcher Schreiber, Lehrer und Prediger anders vom christlichen Glauben halten, denn daß er sei allerlei Glauben gleich, und könne ein jeglicher in seinem Glauben selig werden, auch ein Abgöttischer und Epikuräer, wie Numa und Scipio?" *)

Zwingli war, bei aller Frömmigkeit seines Gemüths, ein liebenswürdiger Mann, wohlwollend, heiter und reich an witzigen Einfällen. Er war Dichter, zugleich Musiker und Komponist vierstimmiger Lieder. Er spielte besonders die Laute vorzüglich gut. Seine Gegner nannten ihn daher spottend den evangelischen Lautenschläger und Pfeifer. Dem Generalvikar Faber in Konstanz antwortete er: „Auf der Laute und Geige, auch andern Instrumenten, lernte ich etwas, das kömmt mir izt mächtig wohl, die Kinder zu schweigen." Bekanntlich war er verheirathet, Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern. Das heut noch in Zürich blühende Geschlecht der Zwingli's stammt indessen nicht von ihm, sondern von einem seiner Brüder in Wildhaus ab.

Mit seiner Gemahlin, Anna Reinhard, machte er in Zürich Bekanntschaft. Sie stammte aus altadelicher Familie, wohnte in der Nähe von Zwingli's Pfarrwohnung, und war schon Wittwe; aber auch noch im dreiunddreißigsten Jahr eine schöne Frau **).

---

*) Luthers letztes Bekenntniß von des Herrn Nachtmahl.

**) Der Oberkanzler Nikl. Arator in Schlesien, der im Jahr 1526 den „Herr Ulrich Zwingli mit seiner theuergeliebten Hausfrau" in Zürich

Wo irgend er in der Stadt predigte, war sie gewiß seine Zuhörerin, und saß sie, wie ihr neuester Biograph versichert, gewöhnlich in der ersten Reihe seiner Zuhörerinnen. Ungeachtet beide einander ihre Zuneigung gestanden, entschloß er sich doch erst vier oder fünf Jahre später zur Ehe. Priesterehe war damals noch ein Wagstück, obgleich ihm andere schon mit Beispiel vorangegangen waren. — Sein Haus stand allen Freunden gastfreundlich offen, deren nicht wenige nach Zürich kamen, den außerordentlichen Mann persönlich kennen zu lernen. So wenig ihn die Lästerungen, selbst Nachstellungen seiner fanatischen Feinde schreckten (man warf ihm Fenster ein, schoß auf ihn, verleumdete ihn in einer Menge von Flugschriften als den leibhaften Antichrist), eben so wenig erregte die öffentliche Bewunderung und der Ruhm, dessen er in Hütten und Palästen genoß, in seinem bescheidenen Selbstgefühl einigen Stolz.

Man hat noch Briefe von ihm, an seine Brüder in der väterlichen Hütte bei Wildhaus gerichtet. Diese Brüder trieben Landbau oder gingen zum Theil in ausländischen Kriegsdienst. Er sprach zu ihnen, als Bruder, als Gottgeweihter, als Republikaner „Nie ist's der Fall," sagt er zu ihnen, „daß ich nicht wüßte, wie es um Euch stehe; so fleißig ist mein Fragen nach Euch. Ich aber muß die Arbeit, zu der mich Gott berufen hat, vollführen, gehe mir's dann, wie Gott will; alles Besorgliche hab ich vorher bedacht. Ich bleib ewig Euer Bruder, wenn ihr Christi Brüder bleibt. — So oft ich vernehme, Ihr lebet von Eurer Hände Arbeit, wie Ihr hergekommen seid, so bin ich froh zu wissen, daß Ihr den Adel, von dem Ihr geboren seid, von Adam, wohl unterhaltet; und Eurer, die Ihr daheim die Wirthschaft treibt,

---

besuchte, nennt sie in der Beschreibung seiner Reise „ein eigentlich Engelsweib."

versehe ich mich aller Ehren und Gutes. — So oft ich aber vernehme, daß Eurer etliche um Geldes willen in Krieg gehn, so traure ich sehr, daß sie aus dem frommen Geschlechte der Bauren und Arbeiter verarten. Auch weiß ich wohl, was ich mich ihrer zu versehen habe, nämlich Jammer und Verdammniß ihrer Seele."

---

5. Das Kloster Disentis.

Stolz und großartig steigt am Abhang seines Hügels das älteste Kloster der rhätischen Hochalpen auf. Demüthig lagern sich zu seinen Füßen die niedern Hütten des Dörfleins Disentis, oder Mustär, wie es romanisch (von Monasterium) heißt. Ein kleiner Bach, Magriel, fließt am Dorfe vorüber, der Tiefe des schönen Thales zu, wo der Rhein sich zwischen jähen Ufern ein Bett eingewühlt hat. In den stillen Gefilden sieht man einzelne Heuställe mit ihren Reskanen oder Trocken-Leitern.

Ich erinnere mich kaum eines prachtvollern Schauspiels, als jenes Sommertages, da links und rechts vor mir bis zu den Firnen, die majestätischen Bergkolossen in Reih und Glied, gleich zwei Heeren, einander gegenüberstanden; droben aber, zwischen ihren Helmen von Eis und Fels, Sonnenstrahlen in neblichten Dünsten breite Lichtstreifen zum Thal niedergossen. Alles prangte in wunderbarer Verklärung. Es schien, als wären ätherische Glanzstraßen durch die Lüfte, von der Tiefe der Erdenwelt zum Himmel gezogen, und an die hohen Gebirge gelehnt. Wie winzig stellte sich in dieser Glorie der Natur, unter diesen Umgebungen, die alle das Gepräge der Unermeßlichkeit tragen, jener Mönchspalast hin! Nürnberger Tand; Schnitzwerk menschlicher Eitelkeit! Inmitten so erhabener Gebilde müssen selbst Aegyptens Pyramiden kleinlich verschwinden. Pharaonen-Werk ist nur in einer Wüste des Sandmeers groß. Weit harmonischer mit den riesigen Ge-

staltungen der Berge, mit diesen Streiflichtern und Abgründen, dünkten mich die armen, ländlichen Hütten im Thal und am Gebirg da zu liegen, wie Bilder menschlicher Demuth im Schooße göttlicher Größe und Macht.

An der Stelle der Benediktiner-Abtei Disentis befand sich vor Jahrhunderten nur eine Bethütte frommer Einsiedler. Alte Urkunden bezeichneten sie, als eine Zelle bei einer Höhle (**cella ubi spelunca est**). Abergläubige Gottesfurcht der folgenden Zeitalter, oder vielmehr Politik der Mönche, welche die andächtige Unwissenheit des Volks wohl auszubeuten verstand, verwandelte die Bethütte zum Palast, den Einsiedler zum fürstlichen Abt. Er spielte in den alten Fehden und Kriegen des Hochlandes eine Hauptrolle, wie nachmals in den blutigen Religionshändeln und bürgerlichen Unruhen der Bündner. Doch gewann das Kloster wenig dabei. Bei übler Haushaltung und unter allseitigen Feindseligkeiten, verarmte das Gotteshaus wieder. Es verkaufte die meisten seiner Rechtsame den Gemeinden. Mit den Reichthümern verlor der Abt Einfluß und Bedeutsamkeit.

Das jetzige Gebäude der Abtei ist erst im Laufe dieses Jahrhunderts neu aufgeführt worden, denn im Jahre 1799 war es durch blinde Rache des französischen Kriegsvolks den Flammen geopfert. Damals, wie bekannt, hatte sich Frankreich völkerrechtsmörderisch der ganzen Schweiz bemächtigt, welche, bei aller Tapferkeit ihres Volks, durch Unfähigkeit, Eifersucht und Zusammenhangslosigkeit ihrer kleinen, aristokratischen Regierungen, zerfallen in sich, und wehrlos, dalag.

Auch Graubünden war zu jener Zeit durch politische Parteien zerrissen. Eingeladen, sich mit der helvetischen Republik zu vereinigen, erklärte eine Partei dazu Geneigtheit, doch nur bedingt und daß kein französisches Heer den Bündner Boden betreten solle; die Gegenpartei hinwieder verwarf den Antrag und wollte den Frei-

staat unter Oesterreichs Schutz stellen. Die Letztere gewann Oberhand; aber ohne Vorwissen und Willen des souveränen Volks, der Hochgerichte und Gemeinden, wurden österreichische Truppen, unter Anführung des Generals Auffenberg, am 19. Oktober 1798, aus dem Vorarlberger Lande, durch den Engpaß des Luzienſteiges, nach Bünden gezogen.

Als, vier Monate später, Frankreich und Oesterreich den Krieg von neuem eröffneten, und Auffenbergs Truppen von den französischen Feldherren aus Bünden vertrieben wurden, besetzten diese das Hochland, vom Fuße des Gotthard und Crispalt bis zu den Grenzen Deutschlands.

Das Volk der rauhen Bergthäler sah mit Entsetzen und stolzem Grimm die kriegerischen Fremdlinge in seinen Hütten. Unbekannt mit deren Sprache, Sitte, Kriegskunst und Macht, schien es ein Leichtes, dieselben wieder zu vertreiben. Man gedachte nur der Tapferkeit und Freiheitsliebe der Altvordern. Todesfurcht kannte Keiner. Mühsam hielt man die Wuth der Bergbewohner zurück, bis von Seiten der österreichischen Heerhaufen ein allgemeiner Angriff gegen die Franzosen erfolgen würde.

St. Julien, Oberst des österreichischen Regiments Neugebauer, ließ endlich seine Vertrauten in Bünden benachrichtigen, der Angriff werde am 1. Mai 1799 gethan werden. Er selber leitete wirklich denselben am genannten Tage, von Balzers gegen den St. Luzienſteig; wurde aber zurückgeschlagen. Zu spät vernahm man in den Winkeln des Gebirgs sein Unglück. Dort war schon zum Aufbruch, vom Lukmanier, Sixmadaun und Crispalt her, der Landsturm mit Ungeduld gerüstet.

In Ciamut, dem letzten und höchsten Dörflein des Tawetscherthals gegen Uri, trat zuerst die Mannschaft hervor, buntbewaffnet; Kreuz und Fahne voran. Wie ein Waldstrom riß sie, von Dorf zu Dorf, Alles mit sich, was eine Waffe führen konnte.

So gelangte sie nach Sedrun, dem Hauptort des wilden Hochthals, welches mit seinen Viehweiden, Flachsfeldern und kleinen Haber- und Gemüse-Aeckern noch fünftehalb tausend Fuß über dem Mittelmeer erhaben liegt.

Hier befand sich, als äußerster Posten auf dem Gebirg, ein französischer Offizier mit einer kleinen Abtheilung seiner Kompagnie. Die letztere lag, zwei Stunden davon entfernt, in Disentis. Er saß sorglos mit den Seinen am Mittagsmahl, als plötzlich das Haus umringt und er von der bewaffneten Menge aufgefordert ward, sich gefangen zu geben. Widerstand ward unmöglich und nicht versucht. Die übermannten Krieger gaben ihre Waffen ab und wurden gegen Disentis mitgeführt, wohin der lärmende Zug ging. Ihres Lebens ward geschont, indem man noch glücklich genug die Mordlust einzelner Männer von Rueras abwehrte, eines einsamen Dörfleins in der hohen Wilde des Gebirgs.

Als Nachmittags der Zug des Landsturms Disentis erreicht hatte, stand hier der französische Hauptmann schlagfertig. Die Unterhandlungen dauerten nicht lange. Einige Flintenschüsse und das furchtbare Gebrüll der Volkshaufen unterbrachen die Reden der Anführer. Von beiden Seiten wurden im Kampfe mehrere getödtet und verwundet. Unter dem Geheul der Sturmglocken sammelte sich von allen Bergen her des Volks immer mehr, bis die kleine französische Schaar, beim Anblick des unvermeidlichen Untergangs, allem Widerstand entsagte. Sie ward gefangen, entwaffnet und über Nacht im Rathhaus bewacht.

Andern Morgens sollten die wehrlosen Kriegsleute weiter geführt werden, in der Richtung des Landsturms gegen Chur. Kaum aber waren sie aus dem Rathhause hervorgetreten auf den freien Platz, erhob sich ein wildes Geschrei. Man wollte von keinem gegebenen Ehrenwort mehr und von keiner Schonung des Lebens hören. Die wilden, blutdürstigen Nachbarn des Lukmanier, baum-

starke Männer, groß, knochigt, von der Sonne braungebrannt, schwangen ihre Gewehre und Keulen. Ihrem Beispiel folgten die Tavetscher. In dem Getümmel erschienen einige der ehrwürdigsten Geistlichen des Klosters, und erhoben ihre Stimmen, die Rasenden an die heiligen Pflichten der Menschlichkeit zu mahnen. Der greise Dekan der Abtei selbst, Basilius Voith, begleitet vom Pater Domenico und dem Pfarrer von Sedrun, Vigilius Wenzein, schrie vergebens um Gnade. Die Priester warfen sich gegen die eindringenden, schon zum Theil vom Branntewein berauschten Bauern auf die Kniee nieder und erhoben flehend ihre Hände für das Leben der Gefangenen. Einige der Landleute fühlten sich durch die bittende Stellung der Geistlichen vorübergehend bewegt, und hießen dem Zug der Soldaten und des Volks, sich vorwärts bewegen; andere schwangen ihre Schwertklingen und Kolben selbst gegen die knienden Priester.

Kaum war die verworrene Menge der Tobenden, und in ihrer Mitte die französische Schaar, wenige Schritte außerhalb dem Dorfe gekommen, schienen einige der Soldaten, die seitwärts den Ihrigen gingen, Heil in der Flucht versuchen zu wollen, oder dieses Vorsatzes verdächtig zu sein. Plötzlich stieg entsetzliches Geschrei, vermischt mit Flintenschüssen zum Himmel. Alles stürzte mordsüchtig auf die Gefangenen ein. Sie wurden insgesammt erschossen, erschlagen, durchbohrt, zerschmettert, verstümmelt. Nachdem die blutigen Leichen ausgeplündert waren, setzten die berauschten Rotten ihren Weg gegen das Dorf Tavanosa fort, zur Pfarrei Danis gehörig, wo eine Brücke über den Rhein führt. Bei dieser Brücke sah man die Blutspuren und die Todten eines mörderischen Gefechtes, welches erst geliefert worden war. Hier hatte schon der Landsturm, welcher von den Bergen des Brigelser Thals und den Umgebungen des Glennerstroms dahergekommen war, eine Kompagnie französischer Grenadiers überrascht und um-

zingelt. Aber mit gefälltem Bajonet hatte sich diese unerschrockene kleine Schaar Bahn durch die wilden Schwärme gebrochen, und Schritt um Schritt kämpfend, ihren Rückzug gegen Chur fortgesetzt.

Dahin folgten ihr die vereinten Landstürme des Oberlandes, angewachsen zu Tausenden in ihrem weitern Zuge, wie Lauinen des Gebirgs. Dort aber fanden sie ihre Zerstörung. Einige Kompagnien französischen Fußvolks und Reiterei reichten hin, die zügel- und regellosen Banden in der Nähe von den Gärten der Hauptstadt und den Wiesen von Ems zu zersprengen. Es war kein Kampf; nur ein allgemeines Niedermetzeln der umherflüchtenden Bauern. Niemand hat die Menge der Todten und Verwundeten zählen mögen. Wochenlang nachher fand man noch in Bergen und Wäldern der Nachbarschaft die Leichname derer, die aus dem Blutbade dahin entronnen und verlassen gestorben waren.

Aber dies schien dem französischen Heer ein noch zu geringes Sühnopfer für die Schatten jener Unglücklichen, welche bei Disentis grausam ermordet worden waren. Schlachthaufen, von Rache brennend, zogen hinauf in das Gebirg des Oberlandes. Disentis wurde besetzt; das Dorf, die Abtei geplündert; Geld, Geldeswerth, Vieh geraubt; dann das Kloster angezündet und in Asche gelegt. Ein Theil des Dorfes loderte mit auf.

Als man dem französischen General Suchet, der zu Chur, im sogenannten alten Gebäu, Hauptquartier hielt, eines Tages diese Härte vorwarf, zeigte er, statt der Antwort, eine Menge durchstochener und blutiger Uniformen der Franzosen vor, die man beim Verfolgen der gesprengten Landstürme, in einer katholischen Kirche des Oberlandes gefunden hatte, und welche da, wie Meßgewände, zur Schau aufgehangen waren.

6. Die Kapelle von Trons.

In dem wildschönen graubünd'schen Hochthale, das der vordere Rhein durchströmt, ist Trons besonders namhaft. Vor dem Dorfe, im Schatten eines mehrhundertjährigen Ahornbaums ruht eine Kapelle, der heiligen Anna geweiht. Rings umher prangt die landschaftliche Natur in so mildem Liebreiz und so feierlicher Größe, wie in wenigen andern Schweizergegenden. Das Thal, welches sich in grünen Absätzen links und rechts zu den Bergen aufstufet, ist ein malerischer Wechsel von kleinen Gebüschen, Wiesen, Dörfern, Ruinen, verstreuten Hütten und einzelnen Hirsefeldern zwischen Kirschbäumen. Der junge Rhein schmiegt sich freundlich um den Fuß des Gebirgs, welches ihm kleine Bäche sendet, seinen Wasserschatz zu mehren. Die Gipfel der Alpen verschweben in den Lüften des Himmels; aber die Berghänge sind mit dunkeln Waldgruppen besprengt, zwischen welchen sich der hellgrüne Sammet der Wiesen ausdehnt. Nur durch die benachbarten Alpenhöhen strahlen aus hohen Fernen noch die Silberpyramiden der Gletscher hervor, oder aus dem erhabenen Hintergrund des weiten Gemäldes.

Und doch sind jene Kapelle und jener Ahorn dem Wanderer das Bedeutsamste. Hier ist das Grütli der Graubündner! Im Schatten des Ahorns, dessen alter Stamm nun hohl, dessen Zweige meistens verdorrt sind, schworen die Männer des grauen Bundes vor vierhundert Jahren den ersten Schwur des ewigen Bundes und der ewigen Freiheit. Heilige Sinnsprüche aus Gottes Worte, mit Goldschrift, in der Vorhalle der Kapelle, an der gestirnten Decke geschrieben, erinnern den Vorüberwandelnden daran: **In libertatem vocati estis. — Ubi Spiritus Domini, ibi Libertas. — In te speraverunt Patres. — Speraverunt et liberasti eos.** — (Wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit. — Auf

dich hofften die Väter. — Sie hofften und du hast sie befreit.) Kann man das Wahre in erhabenerer Einfalt verkünden?

Man hat vom Ursprung der Schweizerfreiheit oft sehr irrige Vorstellungen. Viele bilden sich ein, wenn sie die Geschichten vom Wilhelm Tell, von den Männern im Grütli, oder den drei Urkantonen hören, diesen hätte das ganze Schweizerland die Freiheit zu danken.

Die Einwohner von Uri, Schwyz und Unterwalden waren längst schon vor Wilhelm Tell unabhängige, freie Leute, mit eigenen Verfassungen und Gesetzen gewesen. Sie gehörten nur zum allgemeinen Verband des damaligen deutschen Reichs und stellten ein uraltes Recht gegen rohe Gewaltthätigkeiten der ihnen gesetzten Reichsvögte wieder her. Sie dachten dabei durchaus nicht an die übrigen Gauen Helvetiens; wußten kaum viel von ihnen. Andere Landschaften, andere Städte, kauften sich einzeln und nach und nach von den Rechten ihrer Grafen und Herren los. Der größte Theil der schweizerischen Bevölkerung, blieb aber freiheitloses, dienstbares Volk dieser einzelnen Städte und kleinen gebietenden Landschaften; büßte wohl sogar noch durch die wachsende Macht der Städte von althergebrachten Rechtsamen ein. Der Zustand dauerte bis Ende des vorigen Jahrhunderts fort. Unterthanen Oesterreichs und Preußens waren von jeher weit freier und beneidenswürdiger, als Unterthanen oder „Angehörige" der herrschenden Schweizerstädte; wie denn überhaupt jede Aristokratie feindseliger gegen bürgerliche Freiheit des übrigen Volks ist, als eine Monarchie.

Wie in Uri, Schwyz und Unterwalden, entfesselten sich auch die übrigen demokratischen Kantone der Schweiz, um die Andern wenig bekümmert, nach und nach, von den Oberherrlichkeiten der Grafen, Freiherren und Aebte. So geschah auch in Bünden.

Hier nistete vor einem halben Jahrtausend, in dem weitläuf-

tigen Irrgarten der Gebirgsthäler eine Menge Baronen, Grafen und Edle, neben unabhängigen Gemeinden; alle durch einander, alle in ewigen Fehden. Der Bischof von Chur war der Mächtigste, der Reichste an Rechtsamen, der Papst des rhätischen Hochlandes. Unsicherheit Aller bewirkte endlich, durch Nothzwang, den Verein oder Bund sämmtlicher Herrschaften und Thäler, von den Gebirgen des Engadins und Domleschgs herab, bis Chur. Die Herren gelobten den Gemeinden, sie bei ihren hergebrachten Rechten zu ehren, und diese ihrerseits versprachen, die Oberherren nicht in den ihrigen zu kränken. So entstand dort der sogenannte Gotteshausbund der freien Thäler und Herrschaften, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Er trug den Namen vom Gotteshaus Chur.

Erst später bildete sich wieder ein ähnliches Bündniß unter den Herrschaften und Gemeinden im sogenannten Oberlande, von den Quellen des Vorder-, Mittel- und Hinterrheins hinweg bis zum Zusammenfluß dieser Ströme bei Reichenau. Die Gotteshäuser Chur und Disentis hatten auch hier sehr ungöttliches Spiel getrieben; nicht minder die Grafen von Werdenberg, Sar, die Freiherren von Rhäzüns u. a. m. Das Volk duldete es nicht länger. Im Schamser-Thale hatte man schon angefangen, die Werdenberger Vögte zu erschlagen und ihre Burgen zu verbrennen. Entschlossene Männer des weiten Gebirgs versammelten sich endlich zu gemeinsamer Berathung nächtlicher Weile im Walde bei Trons. Glücklicherweise war der damalige Abt von Disentis, Peter von Pultinga, ein eben so kluger, als redlicher Mann. Er half mit Rath und Ansehen dem Volk. Boten aller Thäler gingen darauf an die Herrschaften im Lande, welche mit Furcht die unruhige Bewegung im Gebirg bemerkten. Man unterhandelte endlich; und in der Mitte des Märzmondes 1424 traten der Abt von Disentis, die Grafen von Werdenberg und Sar, die Freiherren

von Rhäzüns mit den Vorstehern und Aeltesten des Volks zu Trons unter dem Ahorn zusammen. Hier schworen sie ihren Bund ewigen Friedens, gegenseitigen Beistandes in der Noth und gegenseitiger Ehrfurcht für Eigenthum und Rechte, und Uebungen der Hohen und Niedern.

So entstand der obere Bund des rhätischen Landes, oder der graue (vielleicht Graven- oder Grafen-) Bund. Erst später fügte sich der übrige, gegen Schwaben und Tyrol gelegene Theil Hohenrhätiens in einen dritten, ähnlichen Bund zusammen, genannt der der Zehngerichte. Und erst im Jahr 1471 verbanden sich jene drei wieder zu einem einzigen, allgemeinen und ewigen Verein der drei Bünde im Hohenrhätien.

So formte sich, ohne Rücksicht auf die schweizerische Eidsgenossenschaft, eine zweite Eidsgenossenschaft im rhätischen Hochlande. Und weil damals jedes Dorf, jedes Thal, jede Herrschaft durch freiwilligen Eintritt in die Konföderation gar nichts anders beabsichtete, als nur eigene hergebrachte Freiheiten und Rechte für alle Zukunft sicher zu stellen, erstarrten in der ewigen Bundesform zuletzt alle jene Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes, und blieben sie bis zu unsern Tagen, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert beschaffen gewesen waren.

Aber von einer solchen Staaten-Ollapotrida ein klares Bild zur Schau zu geben, ist keine ganz leichte Aufgabe. Selbst der Schweizerbund, in den Zeiten seiner verworrensten Mengung von Kantonen, zugewandten Orten und gemeineidsgenössischen Vogteien oder unterthänigen Gebieten, hatte mehr Einfachheit.

Als Grundlage des ganzen politischen Labyrinths war wohl die Wahrheit: Ein Mensch ist von Natur, und vor Gott, soviel als der Andere, oder: vollkommene staatsbürgerliche Rechtsgleichheit. Adlich oder unadlich, arm oder reich, jeder gilt im Staat als Staatsbürger. Unterschied von Naturgaben und Glücksgütern, kann

nur Verschiedenheit in der Größe des Eigenthums und Wirkungskreises, aber keine Ungleichheit in den Rechten hervorbringen, die der Mensch, als Mensch und Staatsmitglied, hat. Talent, Einsicht, Vermögen, sind Privat-Eigenthum; der Staat ist Gemein-Eigenthum Aller.

Die erste Wirkung von diesem Grundsatz des einfachen Menschenverstandes ward die Freiheit jedes Einzelnen, seine Kräfte und Besitzungen nach eigenem Gutdünken zu gebrauchen, nur nicht zum Nachtheil des Nächsten, weil Jeder dasselbe Recht, wie der Andere, hat. Der Hausvater mit seiner Familie steht, auf eigener Scholle Landes, eigenmächtig, als Freiherr; hat keines Andern Befehlen zu gehorchen, als dessen, den er selber zum Vorsteher und Richter wählt und seiner Zeit wieder absetzen kann; er hat keine andern Gesetze zu erfüllen, keine Abgaben zu zahlen, als zu denen er selbst seine Stimme gab, oder welche den Beifall der Mehrheit seiner Mitbürger haben. Selbst den Lehrer der Schule, selbst den Pfarrer seines Orts zu wählen, oder des Amts zu entlassen, steht dem freien Mann, in Gemeinschaft der übrigen Ortsbürger, zu.

Mehrere, in patriarchalischer Selbstständigkeit lebende Familien des Landes, wohnen nun entweder in einem Dorfe, oder in zerstreuten Hütten der Thäler und Berge, als Nachbarschaft, beisammen. Sie besitzen, noch von den Vätern her, viel ungetheiltes Gemeingut von Wiesen, Wäldern und Alpen, daran jeder Genoß der Gemeinde Interesse hat Alle Genossen sind Gesetzgeber in ihrem Gemeinwesen; Niemand sonst hat sich darin zu mischen. Sie ernennen ihre Vorsteher, Verwalter und Geschwornen oder „Girau's" und deren Haupt, welches sie Dorfmeister, Werkmeister oder (romanisch) Cuvig heißen. Selbstherrlich auf dem heimathlichen Gebiete schaltend, kann die Gemeinde mit hergebrachten Rechtsamen dem ganzen Bundesstaat widersprechen und widerstehen.

Oft bildet solch ein einzelnes Dorf, oder eine einzelne Thalschaft, oder Nachbarschaft, eine sogenannte Gemeinde, oder ein Gericht, das heißt, schon einen eigenen Freistaat. Oefter noch sind mehrere Ortschaften zu solchen verbunden. Dieser kleine Staat hält seine eigene Landsgemeinde; sendet seinen eigenen Abgeordneten, oder Stellvertreter zur Bundesversammlung ab, in allgemeinen Staatsangelegenheiten mit zu sprechen; besitzt seine eigene Regierung von mehrern Rathsherren, und mit einem Ammann oder „Mastrol" an der Spitze; eben so sein eigenes Civil-Gericht, von welchem, im Zehngerichtenbunde, nicht einmal Appellation an eine höhere Behörde stattfindet. Die Landsgemeinde ist der Souverän der kleinen Republik; jeder Bürger, der das vierzehnte oder sechszehnte Jahr zurückgelegt hat, ist stimmfähig. Sein Recht stammt aus der Pflicht, in Tagen des Kriegs, das Vaterland vertheidigen zu helfen. Der Knabe lernt da die öffentlichen Geschäfte kennen, welche so großen Einfluß auf die Verhältnisse jedes Hauses haben. Und wirklich pflanzt nichts tiefere Liebe des Vaterlandes, als diese Vertrautheit mit dem Leben desselben. Das Haus gehört zur Republik, und darum die Republik zum Hause.

Vier, fünf, oft weniger dieser Republiken, zu einem kleinen Bundesstaat verknüpft, heißen ein Hochgericht, ohne Zweifel vom Hoheitsrecht ihrer gemeinsamen richterlichen Behörde, nicht nur bei bürgerlichen Rechtshändeln, als erste Instanz, zu entscheiden (wie im Gotteshaus- und grauen Bund), sondern auch in Kriminalfällen über Leben, Ehre, Freiheit und Gut des strafbaren Bürgers, oder Fremdlings, Urtheil zu fällen. Das Hochgericht ist ein in sich abgeschlossener Staat; mit andern Hochgerichten des Bundes nur durch den ursprünglichen Bundesvertrag, oder Bundesbrief, im Zusammenhang; hat, unabhängig und von den übrigen verschieden, Verfassung, Gesetzgebung und Regierung

für sich. Das Haupt der Republik ist ein Landammann; der Souverän aber die Landsgemeinde von sämmtlichen Bürgern der Gemeinden. Der Landammann oder Landvogt, oder Podesta, ist der Repräsentant des Staats an Bundestagen; gewöhnlich Vorsteher der meisten obern Behörden, und zugleich Rathgeber, Friedensstifter, Vermittler in allen zwistigen Haushaltungen, die sich an ihn wenden wollen. Er ist also kein unwichtiger Mann; führt auch amtlich den vielsagenden Titel „Ihro Weisheit", ein Mittel, ihn beiläufig an das zu mahnen, was man von ihm erwartet.

Graubünden besteht noch gegenwärtig aus nicht weniger, als sechs und zwanzig solcher selbstherrlichen Freistaaten, die jedoch in allgemeinen Bundesgeschäften, wie in Angelegenheiten schweizerischer Eidsgenossenschaft, ungleiches Stimmenrecht besitzen. Manche haben nur eine, manche drei und vier Stimmen. Auch sind nicht Alle mit Allen wieder durch gleiches Band verknüpft; sondern sieben derselben, oder acht, oder eilf haben sich zu einem eigenen Bund zusammengeflochten. Jeder Bund hat wieder seinen besondern Bundestag mit besondern, grundgesetzlich bestimmten Befugnissen; ein eigenes Bundeshaupt, (im Gotteshausbund wird er Bundespräsident, im Oberbund Landrichter, im Zehngerichtenbund Bundeslandammann geheißen). Vormals stand jeder einzelne dieser Bünde nicht nur für sich in Verträgen mit auswärtigen Staaten, oder schweizerischen Kantonen, sondern konnte für sich selber Kriege anheben und Frieden schließen.

Erst im Jahr 1471 verbanden sich, auf einen Tag zu Vazerol, diese drei größern Bundesstaaten Rhätiens zu dem allgemeinen Staatsverein „gemeiner Bünde", doch mit Vorbehalt der eigentlichen Verfassungen, Ordnungen und Rechtsamen in allen Hochgerichten und Gemeinden. Ihr gemeinsamer Verband beruhte ungefähr auf denselben Grundsätzen, wie derjenige der

schweizerischen Eidsgenossenschaft gegen das Ausland, als Eins, zu stehen; innere Zerwürfnisse aber unter den Bünden friedlich zu schlichten. Aus den drei Bundeshäuptern ward die Gesammtregierung, aus den Boten der Hochgerichte und Gemeinden die Bundesversammlung des Gesammtstaates zusammengesetzt. Die Regierung saß aber nicht immer beisammen; zuweilen hielt sie, mit Zuzug einiger Deputirten aus jedem Bund, Kongresse. Die Bundesversammlungen wurden jährlich abwechselnd in einem der drei Bünde gehalten; in dringenden Fällen noch sogenannte Beitage; unter außerordentlichen Umständen auch sogenannte Standesversammlungen. Doch weder Bundestage, noch Bundes- und Standesversammlungen konnten vollmächtig aus sich über Staatsangelegenheiten entscheiden, oder Gesetze geben: das Ergebniß ihrer Berathungen mußte jedesmal dem Landesfürsten, das ist den Gemeinden und Hochgerichten zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Stimmen (das Mehren) entschied dann.

Dies vielverstrickte Flechtwerk einer Menge von kleinen, unter sich sehr verschiedenartigen Republiken, mußte, wie man sich leicht vorstellen kann, den Gang der öffentlichen Geschäfte nicht nur schwerfällig und schleppend, sondern auch hin und her schwankend machen. In blinder Vorliebe für persönliche und Ortsfreiheit, ward diese durch sich selbst auf den engen Raum einer Gemeinde beschränkt. Die Kraft des Gesammtstaates lag versplittert, und jedes dem Ganzen ersprießliche Unternehmen mußte am Interesse einzelner Personen und Gemeinden scheitern. Der Bündner war in Bünden selbst ein Fremder, sobald er in einer andern, als seiner heimathlichen Gemeinde, erschien. Die Regierung hatte weder Kräfte noch Mittel, wirksam zu sein. Ueber die weisesten Anträge der Bundesversammlungen entschied Eigennutz und Un-

wissenheit der Landsgemeinden, oder vielmehr das Interesse einflußreicher Volksführer.

Nichts befand sich daher immer in diesem politischen Wirrwarr behaglicher, als die Intrigue. Sie fand überall krumme Wege zu ihrem Ziel, und wenn ihr Spiel verunglückte, Schlupfwinkel zum gefahrlosen Rückzug. An Parteien und Faktionen der ehrgeizigen oder habsüchtigen Volksmänner fehlte es auch nie; besonders in jenen Zeiten, da Italien der Schauplatz ewiger Händel und Kriege zwischen Oesterreich, Spanien, Frankreich, Venedig und dem Papst, — Graubünden aber, wegen seiner Gebirgspässe, bestechlichen Beamten und tapfern Söldnerschaaren, ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit für die nebenbuhlerischen Mächte war. Dies Unwesen, Jahrhunderte lang getrieben, vernichtete zuletzt nothwendig die politische Sittlichkeit der Gebirgsbewohner. Das Volk in den Gemeinden verkaufte die öffentlichen Aemter dem, der das Meiste dafür bot; und der Käufer entschädigte sich in seinem Amt wieder in den Unterthanen-Provinzen durch Erpressungen und Schlechtigkeiten aller Art, oder indem er sich dem Meistbietenden der auswärtigen Höfe, als Werkzeug, verkaufte.

Die Geschichte Graubündens ist, vom Anfang des sechszehnten bis Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, eine fast ununterbrochene Kette von Parteikämpfen, Verschwörungen, Volksaufständen und bürgerlichen Unruhen. Es spielen darin eben so glänzende Tugenden, als furchtbare Verbrechen ihre Rolle. Eben darum scheuten sich viele Kantone der Schweiz, mit diesem Hochlande in engere Verbindung zu treten. Noch im Jahr 1701 baten die Bündner um festern Verein mit der Schweiz; aber diese lehnten es ab, und begnügten sich, sie als „zugewandten Ort" zu behalten.

Charakterisch ist das Doppelgemälde, welches in der Vorhalle

der St. Annenkapelle unter dem Ahorn von Trons, vom ersten Bundesschwur daselbst, und von der prunkvollen Erneuerung desselben im Jahr 1778, angebracht ist. Andere Zeiten, andere Sitten. Neben der Mannhaftigkeit und Einfalt der Altvordern die geckenhafte Ziererei und Verfranzöselung der Spätlinge.

Im ältern Bilde erblickt man mit zum Himmel erhobener Rechte, unter dem Ahorn, schwörend den Abt von Disentis im Ordenskleide; — den Grafen von Sax, mit weißem Barte, der zum Gürtel reicht, und rundgeschnittenem grauen Haupthaar; er stämmt sich, in edler, kräftiger Haltung, auf seinen Knotenstab; an der Hüfte links hängt sein treues Schlachtschwert, rechts sein Ränzel mit Lebensmitteln. Auf der andern Seite des Abts der Herr von Rhäzüns, schlicht und einfach wie der Graf. Bewaffnete Männer zeigen sich hinter diesen dreien. Damals trugen noch die Abgeordneten zum Bundestage ihren Mundvorrath in Ränzeln mit sich. Noch rinnt, ohnweit der Kapelle in der Wiese von Tavarosa, der Quell, an welchem sich die Bundesboten im Grase zu lagern pflegten, um ihr Mahl zu halten; und noch zeigt man, inmitten des grünen Rasens, den Fels, in dessen Spalte lange Nägel geschlagen sind, an welchen sie ihre Vorrathssäcke aufzuhängen pflegten.

Im neuern Bilde schwören zierliche Herren des vorigen Jahrhunderts, steif frisirt und gepudert; — alle in den besten Bratenröcken mit Manschetten, gestickten Westen, Uhrberlocken, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen, ein Spazierstöckchen in der Hand.

---

7. Die Quellen des Innstroms.

Selten von neugierigen Reisenden besucht wird der hohe Gebirgspaß, der über die Maloya ins Thal vom Engadin führt.

Aber kaum findet sich ein Fleck dieses Erdbodens, der den Eindruck des Erhabenen mit solcher Gewalt in die Seele des Beschauers drängte. Man wandelt hier an den Grenzen der bewohnten Welt. Das Leben der Natur ist erloschen. Todte Eismassen decken ihr Grab. Rechts steigt eine silberbleiche Pyramide über das Gewölk empor. Es ist der 11,210 Schuh hohe Muretto. Links dehnt der Septimer die Zacken seines Felsenkammes zwischen großen Schneelagern aus einander. Dort nun, oberhalb der Maloya noch, zwischen den Trümmern verwitterter Serpentinfelsen und zerstörter Gletscher, erscheint ein dunkles, kleines, stilles Gewässer, Lago di Lugni genannt. Es ist ein Bergsee; klar und kalt; Urne eines Flußgottes. Der Innstrom oder Oen entspringt daraus. Ohnweit von hier sind auch die Quellen des Hinterrheins, in schauerlicher Gegend, die mit dem Namen des Paradieses geschmückt wird, vermuthlich des verlornen. Auch die Maira rinnt in der Nachbarschaft aus den Eisgewölben hervor.

Von hier macht der Inn seinen Lauf 70 Meilen weit, bis er, bei Passau, seinen Wasserschatz in die Donau stürzt. Dort rauscht er aus dem Gebirg, als großer Strom daher, genährt von hundert Gletschern, deren Sohn er ist. Neben ihm erscheint die Donau als geringer Seitenfluß. Sie hat, bis zur Vereinigung mit ihm, eine mindere Länge. Und doch raubt sie ihm dort den Namen, den er, bis zum Gestade des schwarzen Meers zu tragen, mehr verdiente, als sie den ihrigen. Wohl mancher Vergessene hat die große That vollbracht, mit deren Lorbeern bekränzt ein Dritter zur Nachwelt geht.

Um den Lugni-See waltet Todesstille. Dann und wann wird sie vom Wiederhall fernen Lauinen-Donners, oder von einem schneidenden Windzug gestört, der zwischen dem Geklüft der Felsen seufzt. Je höher man in die breiten Schneegefilde hinaufsteigt, die kein Sommer hinwegthut, je ernster wird das Gemüth dessen,

der hier allein noch in der unermeßlichen Einsamkeit zu athmen wagt. Man ist rings von den Schrecken einer ungeheuern Zerstörung belagert. Da scheint nie Leben gelächelt zu haben. Man steht auf den Ruinen einer Welt. Der stumme Tod hat da seinen ewigen Thron. Unter ihm breitet sich das weiße Leichentuch der Natur über Alles aus. Wo es der Sturm aber stellenweis zerrissen hat, liegt das Gerippe und schwarze Felsengebein des Erdballs entblößt. Die starren Gipfel, Firsten und Zinken des Gebirgs, welche in seltsamen Gebilden umherstehen, gleichen riesigen Grabmalen. Nirgends Bewegung über dem Weltleichnam. Nur eine fahle Wolke schleicht am Himmel und zieht über die Eiswüsten einen bläulichen Schatten nach.

Kein anderes Schauspiel erzeugt in solchem Maaße das Gefühl grauenvoller Erhabenheit; etwa noch das Weltmeer im Kriege mit dem Orkan. Dies spiegelt uns noch Leben, aber das Entsetzliche des Lebens, ab. Doch in den Einöden des ewigen Eises über den Wolken, wo kein Halm vom Felsen nickt, wo nichts laut ist, als der eigene Pulsschlag, wo im Anblick allgemeiner Vernichtung uns das Gefühl eigener Vernichtung überwältigt, da tritt uns der Weltentod in entsetzlicher Majestät entgegen.

Streift man aber die ersten Wirkungen der furchtsamen Einbildungskraft ab, und betrachtet das Reich der Gletscher mit dem Forscherblick eines de Sauffure von Genf, eines Hugi von Solothurn, so offenbart sich die schöpferische Herrlichkeit Gottes auch inmitten der hocherhabenen Wildniß. Dem Scheintode der Natur entblüht ein anderes Leben. Dem Eise entsprossen unbekannte Pflanzen. Die Gletscher athmen. Die Firnen bewegen sich. Man steht in einer Welt neuer Wunder.

Jene leuchtenden Eishüllen der höchsten Alpengipfel heißen Firnen. Ihre Massen haben eine Dicke oft von mehrern hundert Schuh Tiefe. Ihr Schnee, von dem sie bedeckt liegen, ist

graupenartig, körnigt; die Körner sind erbsengroß, unzusammenhängend. Das abschmelzende Wasser derselben sickert durch die untern Körnerlagen und vermehrt das Firneneis drunten. Die Linie dieser Firnen beginnt erst in einer absoluten Höhe von 7000 bis 8000 Fuß.

Verschieden von den Firnen sind die Gletscher, die zwischen Bergschluchten (bis zu 3200 Schuh Meereshöhe) in die Thäler niedergehen können. Der auf ihnen ruhende Schnee ist leichter und lockerer, ohne Aehnlichkeit mit dem der Firnen; eben so ihr Eis. Es ist dies, zumal am Rande der Gletscher, ein Gefüge in einander greifender Krystalle. Sind diese durch den Herabsturz der Eisblöcke aus den Höhen, oder vom Sonnenstrahl etwas gelöst, fallen sie, unter dem Schlage des Hammers, wie zerbröckelndes Mauerwerk, von einander. Risse und Spalten des Gletschereises schimmern himmelblau und blaßgrün. Je mächtiger die Eismassen, je tiefer die Bläue derselben.

Der Sonnenstrahl des Sommers schmelzt die Oberfläche der Firnen und Gletscher nur leicht ab. Desto stärker wirkt die natürliche Wärme des Erdballs gegen die untere Seite der gewaltigen Eiskrusten. Da bilden sich weite, höhere und niedrige Eisgewölbe, bis sie von der Schwere ihrer eigenen Lasten zusammenbrechen. Das verkündet ein Donnergeräusch, welches dumpf durch das Gebirg dröhnt. Die zerrissenen Eismassen, von ihrem Gewicht gezogen, senken sich an den Halden abwärts nieder und kriechen gegen das Thalgelände vor. Dann zeigen sich an den Oberflächen jene langen, tiefen Querspalten und Eisschlünde, in welchen, wenn sie trügerischer Schnee verschleierte, schon mancher Gemsjäger sein unerwartetes Grab gefunden hat. So wandeln, im leisen und steten Wechsel, die Firnen von den unersteigbaren Höhen herunter; werden Gletscher der untern Regionen, und zerfließen und verdünsten im wärmern Luftkreis zwischen Blumen und Kräutern.

Wie viel alljährlich die Firnen der Höhe an Mächtigkeit zunehmen, so viel verliert in der Tiefe das abschmelzende Gletschergehänge.

Bekanntlich speien Flüsse und Seen die Leichname der Unglücklichen wieder aus, die in deren Wellen den Tod fanden. Eben so das Gletschereis. Es wirft jedesmal nach einigen Jahren die Gebeine der Menschen und Thiere, welche in seinen Rissen und Spalten verschwunden waren, wieder auf seiner Oberfläche an das Tageslicht. Doch nur das Knochenwerk und Gerippe; das Fleisch daran hat der Gletscher gänzlich verzehrt.

Noch eine andere Seltenheit. Todtes Laub, oder Insekten, welche ein Wirbelwind mit sich aus der bewohnten Welt emporgerissen und über den Schnee der Firnen und Gletscher verstreut hat, sinken allmälig darin unter. Aber wenn von den schroffen Wänden und Spitzen des verwitternden Gebirgs ungeheure Steinblöcke und Felsplatten auf eben diesen Schnee herabfallen, sinken sie nicht hinunter in ihm. Sie wehren nur den Sonnenstrahl ab, daß er, so weit sie reichen, den Schnee nicht schmelzen mag, während derselbe ringsum vergeht. So steigen dann wachsende Eissäulen, von breitem Gestein bedeckt, da und hier seltsam empor. Krystallene Thürme, 40 bis 80 Schuh hoch, von einem Felsen gekrönt, unterbrechen die Einförmigkeit der bleichen Ebenen, und stürzen wieder prasselnd zusammen, das Schauspiel der allgemeinen Zerstörung zu vergrößern.

Mancherlei andere außerordentliche Erscheinungen begegnen dem Wanderer in diesen erhabenen Wüsten, wo seine verwegene Kraft oft schnell in der dünnen, reinen Luft verlischt und er schon nach wenigen Schritten der Erholung bedarf; wo der vom Schneespiegel zurückgeworfene Sonnenstrahl sein Auge mit Blindheit schlagen, und die entblößte Haut seines Körpers in kurzer Zeit verbrennen kann; wo jeder Schall schnell erstirbt und ein Pistolenschuß kaum stärker, als das Knallen einer Peitsche vernommen wird.

Am räthselhaftesten ist das sogenannte Guxen in dieser wunderbaren Eiswelt. Zuweilen senken sich vom Himmel jählings die Wolken herab. Dann erhebt sich eben so plötzlich ein verworrenes Getöse. Ringsum wildes Gebrüll eines Sturms. Aber dieser hat keine bestimmte Richtung. Die Winde aller zweiunddreißig Weltgegenden scheinen wirbelnd und tobend in einem einzigen zusammenzukochen. Der Tag verfinstert sich. Man athmet dichten Schneestaub, der von Höhen und Tiefen herunter und hinaufgefegt wird. Das Rasen der Luft dauert einige Stunden. Dann Friede. Während aber die ganze Atmosphäre über dem Gletscher in diesem Aufruhr steht, waltet auf allen Seiten in der Nachbarschaft stilles Wetter. Niemand ahnet im ganzen Umkreise das Mindeste von dem furchtbaren, örtlichen Orkan.

In den Thälern und Ebenen der tiefen Schweiz kennt man dies Guxen der Gletscher-Regionen nicht, wohl aber eine Luftbegebenheit anderer Art, das sogenannte Wetterschießen. Es ist dies ein dumpfes, stoßweises Schallen in der Luft, wie von entfernten Kanonenschüssen. Oft glaubt man wirklich nur diese zu hören, wie aus einer Schlacht. Anfangs fallen deren in einer Minute lebhaft mehrere hinter einander; dann wiederholen sie sich seltener und seltener. Nie im Winter, sondern immer nur im hohen Sommer und Herbst vernimmt man dies Wetterschießen, und gewöhnlich Nachmittags oft bis nach Mitternacht, nie bei einem Gewitter, sondern immer nur bei heiterm Himmel. Jedesmal trübt sich nachdem die Luft und es erfolgt Regen.

Die Flora des ewigen Schnees ist freilich arm; doch bewegt sich auch hier noch das stille Leben der Kryptogamen. Flechten verbreiten ihre Farben über das Getrümmer des Urgebirgs. Da erscheint noch die Lycanora (miniata) und Sphäria (confluens); oder auch in den Felsenrissen eine Orytropis, 10,000 Schuh

über dem Meeresspiegel, welche man bisher nur in Norwegen kannte.

Nicht selten sieht man weite Strecken des Firnenschnees rosenfarben glänzen; in andern Gegenden wieder im lichten Goldgelb. Lange glaubte man, er sei vom abgeflogenen Staube gewisser Steinflechten geröthet oder vergoldet. Erst Hugi von Solothurn, der kühne Erforscher der Eiswelt, entdeckte, daß das Rosenlicht vom blühenden Leben der Palmella nivalis ausgehe. Es ist dies ein gallertartiges Pflänzchen, welches etwa anderthalb Linien tief sich zwischen dem gekörnten Schnee der Firnen einsenkt, und oberhalb an der Luft sich gabelförmig in zwei zarte Fäden spaltet, die nur einem bewaffneten Auge sichtbar sind. Zuerst ist der Schnee davon nur mit mattem Karmin durchschimmert. Sind aber die Palmellen im höchsten Blüthestand, so glühen von ihnen die Firnen hochroth. Doch nur wenige Tage dauert die Farbenpracht. Dann vergeht Alles in einer trüben, schwärzlichen Auflösung.

Eine andere Art von solchen Mollusken des Eismeers scheinen diejenigen sonderbaren Gewächse zu sein, welche ebenfalls weite Räume des ewigen Eises vergolden. Es sind blasenartige Pflanzengebilde der Gletscher. Zuweilen liegen sie einen halben Zoll dick, den Tremellen ähnlich, aus dem Eise hervorgetrieben. Vergebens bemühte sich Hugi, sie näher zu untersuchen. Bei der leisesten Berührung zerfließen sie zu Wasser. Dann trübt sich ihr Hochgelb und nach wenigen Stunden findet man nur einen feinen, schwarzen Staub übrig.

---

8. Adam von Camogasco.

Das hohe grüne Engadin ist eines der schönsten Hochthäler der Schweiz. Mitten im Schoose von Alpriften, bei 6000 Schuh über dem Meere, trägt es zwischen seinen Arven- und Lerchen-

wäldern eine Menge freundlicher Dörfer, deren Bauart an Italiens Nachbarschaft mahnt. Es ist ein wunderliebliches Landschaftsgebilde, von den Firnen und Gletschern des Bernina, Maloya, Septimer, Julier, Albula, Scaletta, wie von einem ungeheuern Silberrahmen umfaßt. Der Inn fließt leise und durchsichtig, wie Luft durch die Thalebene. Im saftigen Grün der Wiesen heben sich fremde Blumen mit brennenden Farben hervor, Farben, wie sie nur der reine Himmel der Hochalpen oder der Tropenländer geben kann. Die Blumen des Klee's gleichen in Fülle und Pracht halb aufgeschlossenen Rosen. Die Cedern des Gebirgs reichen hinauf bis zum Saum des ewigen Schnees.

Die Bevölkerung ist dabei bildungsreicher, als man von ihrer Abgeschiedenheit in einem Hochthale erwarten sollte, wo ein achtmonatlicher Winter die drei übrigen, schönern Jahreszeiten in den engen Raum von 20 Wochen zusammendrängt; oder von einer Sprache erwarten sollte, die sonst in der Welt nirgends, als in diesem Thale gehört wird. Es ist die lateinische, ähnlich der, welche Livius, als das Latein im Munde des Volks, bezeichnet hat. Denn hier ist's, wo die Enkel der italienischen Flüchtlinge wohnen, die, sei es vor Hanibals Schaaren, aus Latium und Umbrien hergeflohen waren. Hier hatten sie sich wieder ein neues Ardea, (Ardez), ein neues Lavinium (Lavin), Tutium (Zutz), Scamptia, (Scamfs), Cernetium (Zernetz), Voetaneum (Fettan) u. s. w. erbaut.

Wenige Stunden unterhalb der Innquellen liegt am Fuße des Albula das Dörflein Madulein, von etwa 100 Seelen bewohnt. Eine hölzerne Brücke führt hier über den Bergstrom in die baumlose Thalebene. Links, neben den Hütten, blickt von dem Felshügel zwischen Gebüschen der viereckte Thurm und das verfallene Gemäuer der alten Burg Gardoval düster über das Thal hinweg. Ein Bischof, Volkhart von Chur, hatte das Schloß schon

in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gebaut. Lange saßen darin Burgvögte des Gotteshauses, das obere Engadin zu richten und zu verwalten.

Es lebt noch eine Sage im Volk von der Zerstörung dieser Felsenburg. Der frühste Geschichtsschreiber seines Landes, Ulrich Campell, hat sie schon vor drittehalbhundert Jahren aufgezeichnet. Sie ist's werth, wieder erzählt zu werden; denn sie ist nicht minder schön, als die Geschichte des Römers Virginius, der die Ehre seiner Tochter vor der Gewalt eines wollüstigen Decemvirs zu retten, den Dolch in Virginiens Herz stieß.

Gegenüber von Gardovall wohnte das schönste Mädchen des Thals, in Camogasco. Dies Dorf liegt 400 Schritte von Madulein, am jenseitigen Gebirg, im Schatten seiner Arvenwälder. Das Mädchen war dem ganzen Dorfe lieb; denn es war mehr, als nur schön; auch gut und fromm und wußte nichts von seiner Schönheit. Es blühte stillverborgen in der Hütte seines Vaters Adamo, eines hochgeachteten Landmanns, der auf dem Erbgut seiner Altvordern unabhängig saß, und immer da der Erste war, wo Hülfe in der Noth, Rath in Verlegenheit, Herzhaftigkeit in Gefahren verlangt wurde. Daß die Augen aller jungen Engadiner mit stummer Zärtlichkeit an seiner Tochter hingen, fand er sehr natürlich; denn er liebte diese Tochter nicht weniger, als Alle. Kaum in das Alter der Jungfräulichkeit eingegangen, wußte sie in ihrem kindlich-reinen Gemüthe von keiner andern Liebe, als der Liebe des Vaters.

Da trat ein böser Geist ins Paradies der Hütte. Es war der Edelherr vom Schlosse, der Burgvogt des Gotteshauses, ein gewaltiger Mann, den Weibern gefährlich. Wenn er befahl, galt kein Widerspruch. Wen er haßte, konnt' er verderben, durch Zins und Steuer, oder Richterspruch, oder willkürliches Einkerkern.

Schon mancher Mann hatte ihm die junge Gattin, als Magd, aufs Schloß zuführen müssen.

Die Lieblichkeit der Camogaskerin erfüllte ihn mit dem Wahnsinn einer Leidenschaft, wie er sie nie vorher gekannt. Aber wenn er ihr nahte, wagte er nicht mehr, was er sonst wohl gewagt. Wenn sie in der Engelshoheit ihrer Unschuld vor ihm stand, war es, als durchdränge sein ganzes Wesen das Wesen ihrer Heiligkeit. Aber lange ertrug er's nicht so. Was er selber nicht den Muth hatte auszusprechen, ließ er durch Andere verrichten. Er sandte seine Knechte gen Camogasco, die Tochter Adamo's zu ihm auf Gardovall zu bringen; dort woll' er ihr, wie einer Fürstin dienen.

Adamo vernahm die Botschaft mit Entsetzen. Aber er verbarg sein Inneres. Er bat um Frist bis zum folgenden Morgen; er müsse das Kind vorbereiten auf sein Glück; er wolle die Tochter selber dem Kastellan zuführen. Die Diener des Thalgebieters brachten ihrem Herrn die Verheißung des Vaters. Dieser aber war die ganze Nacht mit Werken anderer Art beschäftigt.

In heller Morgenfrühe schritt Adamo, festlich gekleidet, durchs Thal gen Madulein; neben ihm, geschmückt wie eine Braut, die schöne Tochter, das zitternde Schlachtopfer; ein Gefolge von Freunden, allesammt in Feierkleidern, trat ihnen paarweis nach. So erstieg der Zug den Schloßberg.

Der Burgvogt hatte die Kommenden schon von ferne gesehen. Er eilte ihnen ungeduldig aus den Pforten des Schlosses entgegen. Kaum erwiederte sein gewaltherrlicher Stolz den ehrerbietigen Gruß der Männer. Er trat zu der bebenden Jungfrau, die leichenblaß am Arm des Vaters hielt, umfaßte sie und nahte mit den Lippen ihrer keuschen Wange. Da glühte der Vater auf. Er schwang den Dolch; er bohrte ihn in die Brust des Tyrannen,

dem nicht Gottes Gesetz, nicht des Menschen ewiges Recht heilig galt. Das war das Zeichen der Landeserlösung. Die Männer seines Gefolges zuckten das Schwert und stürzten in die Thore des furchtbaren Hauses hinein. Andere, die rings im Dickicht der Gebüsche verborgen lauerten, sprangen hervor. Knechte und Söldner des Burgherrn wurden erschlagen. Flammen stiegen über die Zinnen von Gardovall auf.

Seit jenem Tage ward das Land unter den Innquellen vom Druck der Zwingherren frei. Es kaufte sich um 900 Gulden im Jahre 1494 von den Hoheitsrechten des Gotteshauses Chur los.

Fast aus der gleichen Zeit wird eine ähnliche Tellengeschichte von dem rhätischen Geschichtsschreiber erzählt. Sie trug sich in dem stillheitern Schamserthale zu, aus dessen Hintergrunde sich, über senkrechter Felsenwand, die Ruine der Bärenburg kaum bemerkbar zeigt. Sie steht noch da als Denkmal wüster Barbarei des Mittelalters. Ihr einstiger Bewohner, der ritterliche Despot des Thales, ließ seine Rosse keck in Wiesen und Haberfeldern des Volkes weiden. Zwei derselben erschlug im Zorn ein Landmann Johannes Chaldar, die er auf seinem Acker gefunden hatte. Dafür mußt' er im Burgverlies seufzen, bis er von den Seinigen, mit schweren Summen, zurückgekauft werden konnte. Eines Tages, da der verarmte Mann, mit Weib und Kindern sein dürftiges Mittagsmahl genoß, trat der Herr von Fardün und Bärenburg gebieterisch zur Hütte ein. Die gastfreundliche Einladung, an diesem bescheidenen Mahl Theil nehmen zu wollen, erwiederte der übermüthige Schloßherr damit, daß er stolz in den Brei spie. Aber Chaldar fuhr empört auf, umkrallte Hals und Nacken des frechen Gebieters, stieß dessen Kopf in das besudelte Gericht und erwürgte ihn mit den Worten: „Nun friß den Brei, den du gewürzt hast!" — Das Volk vernahm die That; brach auf, sie zu vollenden; erstürmte die hohe Bärenburg und ließ sie

in Feuer aufgehen. Seitdem weht über den modernden Trümmern auch hier das Panier der Freiheit.

---

9. Die italienische Schweiz.

Es läßt sich nicht bald eine anmuthigere Ueberraschung denken, als die dem Reisenden zu Theil wird, wenn er von flinken Bergrossen gezogen in einer Tagereise über den Bernhardin oder den St. Gotthardspaß fliegt und sich nun auf einmal in Italiens prächtige Vorhalle versetzt findet. Hier an den Ufern des Ticino ist es, wo der Norden mit erhabener Wildheit und Kraftfrische, die in lindern Lüften und strahlendern Farben aufgehende Schönheit des Südens wie ein rauher Krieger die holdeste Braut umarmt. Von allen schweizerischen Gauen ist es keiner, der durch das Zauberspiel der Gegensätze eine so große Mannigfaltigkeit landschaftlicher Reize und des sie überblühenden Pflanzenreichthums hervorbrächte, als dieser „ennetbirgische" (transalpinische). Aber noch weit mehr ist der Mensch mit seinem Thun und Gehaben auf dieser Uebergangsstufe aus der deutschen in die welsche Welt der Beobachtung würdig. Hier findet man noch in abgelegenen Gebirgswinkeln unvergangene Bräuche und Sitten uralter Zeiten; und in Sitte und Sprache seltsame Nachklänge des gallischen Urstammes, wie der Etrusken und Griechen. Dennoch ist keiner der Kantone, selbst Graubünden kaum, weniger in seinem Innern besucht und gekannt, als der Tessin. Hier wären noch Entdeckungsreisen zu machen! Manche Gegenden des Landes sind sogar den Tessinern wenig bekannt, wie das fünf bis acht Stunden lange Thal Lusernone (oder Onsernone), welches sich, drittehalb Wegstunden von Locarno, zwischen nackten Felswänden ins Gebirg hinaufzieht und eine Bevölkerung von drittehalb Tausend Seelen

zählt. Wie überall in der Schweiz, muß man auch im Tessin nicht den großen Landstraßen nachgehen, um die seltsamen Herkömmlichkeiten des Volks, das Eigenthümliche seiner Bauarten, häuslichen Einrichtungen, ererbten Begriffe und Vorurtheile, den Einfluß des Klima's, oder die Verschiedenheit der Landestrachten zu beobachten. Noch gelten Moden der Vorwelt beim weiblichen Geschlecht fast unverändert in den Thälern von Isone und Colla, von Marobbia und in der Riviera. Noch bedecken die Mädchen und Frauen in Valmaggia, beim Kirchgang an Festtagen, ihr Haupt nonnenhaft mit einem weißen, aber durch Bänder und Spitzen verzierten Tuche. Am anmuthigsten stellen sich neben diesen mittelalterlichen Trachten, die schönen Verzaskerinnen dar, in ihren saubern, weiten, langen Schürzen, die ihre schlanken Gestalten, wie ein Obergewand, umhüllen. Freilich kommen sie ihren Nachbarinnen, den reizenden Flobinen aus dem piemontesischen Mastalonethal, weder an Grazie noch im geschmackvollen Kostüme, gleich. Denn diese, in körperlicher Schönheit und romantischer Bekleidung, scheinen eher den bewunderten Neugriechinnen der ägeischen Inselgruppe, als den Bewohnerinnen eines rauhen Alpenthals, zuzugehören.

Die Baukunst in den höhern Gegenden des Landes scheint noch aus den ersten Zeiten ihrer Erfindung zu stammen. Den niedrigen, engen Hütten, welche nur auf Schutz gegen den Frost halbjähriger Winter und gegen ungeheure Lasten des Schnees berechnet sind, zum Theil von Tannenstämmen zusammengezimmert, zum Theil von Kieselsteinen gemauert, gleichen schlechten Viehställen; hingegen die Viehställe oft bewohnbaren Häusern. Die enge, unreinliche Wohnstube, durch Fenster, theils von altersblindem Glase, theils von Papier, matt erleuchtet, wird noch mehr durch eindringende Rauchwolken und berußete Wände verdunkelt. Denn die Küche, vom Feuer des Herdes erleuchtet, ist ohne Rauchfang und

Schornstein. „Kein deutsches Schweizerschwein," sagte Bonstetten im J. 1797, „würde in einige dieser Menschenwohnungen gehen." Nicht so zartfühlend ist das Schwein des Tessiners, welches gern zuweilen nachbarlich in die Stube seiner Herrschaft einkehrt. Indessen dringt allmälig die Zivilisation auch tiefer in die bewohnbaren Bergschluchten dieser Hochgegenden, wo ehemals die Nahrung der Menschen fast elender, als ihre Behausung war. Wenigstens versichert uns der neueste Beschreiber des Tessin, Stefano Franscini, Staatsschreiber zu Lugano (seit 1848 Mitglied des eidsgenössischen Bundesrathes), wenn auch der Bauer und Handwerksmann im Kanton noch weit davon entfernt sei, wie Heinrich IV. seinen Unterthanen wünschte, jeden Festtag ein Huhn in seinem Topfe zu haben, doch selbst im Valmaggia die tägliche Mahlzeit von „Panau" nicht mehr in Uebung sei. Dies Gericht, eines der einfachsten von der Welt, bestand aus Mehl, welches man in bloßem Quellwasser, oder auch in Molkenwasser, umgerührt hatte.

Daß sich in so ganz von der übrigen Welt abgeschiedenen Ortschaften des Gebirgs die wunderlichsten Uebungen der Vorzeit, die oft den Gebräuchen der Halbwilden in den amerikanischen Wäldern, oder denen der schalkhaften Eskimo's nicht ganz unähnlich sehen, dauerhaft bewahrt haben, läßt sich leicht denken. Aber wer kennt sie alle? — Ich will einige bezeichnen.

Hoch im Gebirg der Leventina liegt das Pfarrdorf Sobrio. Hier ist's keine Kleinigkeit für den Jüngling, an seinem Hochzeitstage die junge Braut zum Altar zu führen. Er muß sie aus ihrem Vaterhause dazu abholen, und begibt sich an der Spitze seiner Verwandten und Freunde dahin. Aber er findet, statt freundlichen Willkommens, verschlossene Thüren und höhnende Gesichter am Fensterlein. Lange pocht und bittet er vergebens um Einlaß, bis man sich endlich bequemt, nach seinem Verlangen zu fragen und wer er eigentlich sei? Die Frager thun fremd und verwundert

über seine Person und seine Forderung; wissen von keiner Hochzeit, von keiner Braut. Nach vielen Neckereien und gegenseitigen Erklärungen, verspricht man ihm endlich, im Hause eine liebenswürdige Schöne zu suchen, wie er sie geschildert. Bald öffnet sich auch wirklich die Pforte. Der Bräutigam fliegt der Geliebten entgegen; aber es ist die unrechte; ein steinaltes, verschrumpftes Großmütterlein! — Unter Gelächter und Lärmen fängt der Wortwechsel, das Bitten des Einen, die Weigerung der Hausgenossenschaft von neuem an, bis sich diese noch einmal bewegen läßt, dem ungeduldigen Liebhaber die Braut zu suchen, wie er sie näher bezeichnet hat. Sie selbst tritt ihm aus der Thür entgegen. Es ist ein kleines, buckligtes, altes Ding, welches mehr Runzeln im Gesicht, als Haare auf dem Kopf trägt. So wird der Getäuschte mehrmals betrogen; oft, wenn es an wirklichen, dazu gemietheten Herengestalten im Dorfe fehlt, thun's große Strohpuppen in Weiberkleidern, bis man ihm den Eintritt ins Haus gestattet, die verborgene Schöne selbst aufzusuchen, welche sich von ihm sehr gern finden läßt. Dann zieht die Schaar, vergrößert durch die Verwandten der Braut, zum Hochaltar mit feierlichem Gepränge.

Nicht selten geht es bei Beerdigungen fast eben so lustig in verschiedenen Ortschaften zu, wenn, was auch in manchen Gegenden der deutschen Schweiz noch üblich ist, die Verwandten des Verstorbenen nach vollbrachtem Leichenbegängniß, ins Trauerhaus zum Todtenschmaus zurückkehren, und bei vollen Bechern den tiefen Schmerz und Gram um den Verlornen zu mildern bemüht sind. Im Livinerthal wird häufig dem Todten, so lang er im Sarge liegt, Wache (vigià) von Freiwilligen gehalten, meistens von andächtigen jungen Burschen und Mädchen, welche Rosenkranz und andere Gebete stundenlang hersagen. In den zur Erholung nothwendigen Pausen aber müssen reichliche Spenden von Wein und Branntwein die Inbrunst der frommen Jugend erfrischen. Die

ehemals fast allgemeine Uebung, die Leichname offen, mit unverhülltem Gesicht, zum Grabe zu tragen, vermindert sich immer mehr. Leichenbegängnisse sind, auch für den ärmsten Tessiner, mit Ausnahme des Bettlers, ziemlich kostbar. In der Riviera wird selbst die Stimme der hochwürdigen Geistlichkeit dabei, je nach dem stärkern oder schwächern Ton in Absingung der üblichen Litaneien, tarmäßig, theurer und wohlfeiler bezahlt. Am wenigsten kostet halblautes, hastiges Hermurmeln der Gebete; mehr das förmliche Singen; am meisten das laute, feierliche Intoniren (das bis cantare) des Gesangs.

Längs den großen Hauptstraßen des Landes werden dergleichen Ueberbleibsel alten Wesens und Unwesens nur noch selten, und in den Städten fast gar nicht, wahrgenommen. Sogar das alterthümliche Städtchen Bellinzona (oder Bellenz) mit seinen fünfzehnhundert Einwohnern, weicht täglich mehr dem sanften Zwange des Zeitgeistes, und läßt, während es sich im Innern verschönert, jene hohe lange Mauer mit den drei Felsenburgen verfallen, durch welche, von einer Bergwand zur andern, im Mittelalter der Eingang Italiens den kriegerischen Nachbarn im Norden versperrt wurde. Aber diese dicken, verwitternden Gemäuer und festen Schlösser links und rechts, geben dem Engthal zwischen hohen, steilen Bergen ein malerisches, ritterthümliches Ansehen. Italienische Geschichtsklitterer suchen hier jene caninischen Felder, auf welchen Constantius gegen Germanien und den brigantinischen See zog; eine Behauptung, welche ihnen durch rhätische Geschichtsforscher, zu Ehren der Ebenen von Chur, streitig gemacht wird. Andere wollen sogar, mir unbekannt durch welche Offenbarung, wissen, daß schon Julius Cäsar hier einen gewaltigen dreieckten Thurm aufgeführt habe.

Liebhabern neuern Baugeschmacks mag der Anblick der prächtigen Brücke alla Torretta, ohnweit des alten Thurms, mehr Genuß gewähren. Eine frühere Brücke war schon im Jahre 1515

von einer ungeheuern Ueberschwemmung fortgerissen worden; im Jahre 1815 ward endlich die neue durch die Regierung des Kantons im Bau vollendet. Auf zehn weiten Bögen behauener Granitquadern schwingt sich das Werk 714 Schuhe lang über den Strom des Tessin, welchen sonst benachbarte Gemeinden, wollten sie gen Bellinzona, oft nicht ohne Gefahr, in elenden Nachen überschiffen mußten.

Jenes altersgraue Mauerwerk, welches über den Hügeln, mit seinen zahnförmigen Absätzen und bemoosten Burgen, wie ein Invalide in verblichener Uniform und mit unbrauchbarem Gewehr, Schiltwacht hält; dann daneben dieser stolze Brückenbau, der, zum öffentlichen Nutzen, die Verzierung der Landschaft fügt, bilden vollkommen den Gegensatz alter und neuer Zeit. Aber derselbe, oft schneidende Gegensatz, wird fast überall in der Schweiz, besonders in ehemals unterthänigen Gebieten, und vielleicht nirgends auffallender, als im Kanton Tessin erblickt. Dieser, erst seit der Revolution selbstständig gewordene, Staat gleicht übrigens in seiner ganzen Haltung noch keinem Freigebornen, sondern nur einem Freigelassenen, der von den verlornen Ketten der Leibeigenschaft die Narben und Wundenmaale an seinen Gliedern zeigt, und Schmutz und Gewohnheit der Knechtstage vergebens mit dem Prachtmantel bedeckt. Neben dem Aufstreben zu höherer Bildung ziemlich allgemeine Unwissenheit; neben dem Freiheitsstolz im Hause demüthige Kriecherei draußen; neben Vaterlandsphrasen gemeiner Orts- und Familien-Egoismus; neben der Fruchtbarkeit des Bodens unter italienischem Himmel die Nachlässigkeit der Armuth. Wer in den Städten ein Vermögen von 50,000 bis 60,000 Franken besitzt, gilt als reicher Mann; auf dem Lande verhelfen schon 20,000 bis 36,000 Franken zu solchem Titel. Dürftige Haushaltungen miethen für ihren Bedarf die nöthigen Ziegen, Schaafe oder Kühe für einige Jahre und zahlen dem Eigenthümer wucherischen Zins dafür. Handwerke werden nur wenige getrieben, sondern Frem-

den überlassen; dagegen wandern jährlich 10,000 bis 12,000 Arbeiter nach Italien, Deutschland und Frankreich, als Maurer, Gypser, Kaminfeger, Chokoladefabrikanten, Lastträger, Kastanienbrater (marronaj) Ziegelbrenner u. s. w. aus. Was sie in der Fremde gewinnen und mit den schwersten Entbehrungen ersparen, geht des Winters wieder im heimathlichen Wohlleben drauf.

So wandelt auf einem fruchtbaren Boden, zwischen Alpen und Kastanienwäldern, zwischen Weingärten und Aeckern, die zahlreich doppelte Ernten gewähren, ein im Allgemeinen dürftiges Volk. Seine Armuth ist Folge eigner Unbeholfenheit, und diese die Frucht ehemaliger elender Gesetzgebungen und der Bevogtung durch Kantonsregierungen, deren Unterthanen die Bewohner des Tessin beinahe 300 Jahre lang waren. Drei Jahrhunderte lang ward nichts Wesentliches für Bildung und Wohlstand eines Landes gethan, welches nur vorhanden zu sein schien, einzelne Familien in Herrscherkantonen zu bereichern. Die hieher gesandten Statthalter oder Landvögte, und Kommissarien, die ihre Stellen gewöhnlich, besonders in den Urkantonen, um baares Geld gekauft hatten, verhandelten hier wieder untergeordnete Aemter und Stellen, Ehre, Freiheit, Recht und Gut der Unterthanen um baares Geld; machten Gesetze und Ordnungen, um desto mehr Strafsällige zu bekommen; ertheilten Strafloſigkeit um Geld, und um Geld verderbliche Monopolien und Privilegien; zettelten Prozesse an und schlichteten sie so spät, als möglich, nach Willkür. Um eine Vorstellung von der Raubgier und Verworfenheit der meisten Beamten zu erhalten, genügt es, den gültigsten aller Zeugen, den edeln Karl von Bonstetten, anzuhören, der selber hier einer der letzten Syndicatoren war, und die Schmach eidsgenössischer Verwaltung dieser Unterthanenlande aufdeckte*). In der einzigen Landvogtei

*) In seinen neuen Schriften, 3. und 4. Theil. Kopenhagen 1800.

Locarno, und bei ihrer Bevölkerung von 17,000 Seelen, fand er im Durchschnitt jährlich 1000 Prozesse im Gange, und darunter vier- bis fünfhundert Kriminalfälle. Welches zivilisirte Land hat ähnliche Beispiele aufzuweisen?*)

Nachwirkungen dieser traurigen Zustände sind noch heutiges Tages die leidenschaftliche Streit- und Prozeßsucht der Gemeinden gegen Gemeinden, der Familien gegen Familien. Zahllose Haushaltungen sind dadurch schon zu Grunde gerichtet worden, und die Einkünfte vieler Gemeinden gehen zum Theil für Bezahlung von Advokaten, Reisegeldern und Deputationen auf. Es sind wenig Thalschaften oder Dörfer, in welchen nicht Advokaten wohnen, oder Leute, die deren Geschäft treiben**). So ist's kein Wunder, wenn die Tessiner selber gestehen, daß Neid aller unter einander und Zwietracht das moralische Erbübel ihres Volks sei.

Nicht wenig auch befördert der kirchliche Glaube und Aberglaube, und die Menge der Feiertage, Geistlichen und Klöster die öffentliche Armuth. Der Kanton mit seinen 230 Pfarreien (durchschnittlich also je für 474 Seelen eine besondere), 12 Mannsklöstern (mit 119 Mönchen) und 9 Weiberklöstern (mit 165 Nonnen), besitzt Anstalten zur Pflege der Andacht im Ueberfluß, ungerechnet die vielen Einsiedeleien auf Bergen, deren Bewohner von Almosen der Frommen leben. Die Klöster besitzen im Allgemeinen

---

*) Seit Befreiung des Kantons aus der Knechtschaft der Eidsgenossenschaft hat eben dieser Bezirk Locarno, der jetzt 20,000 Seelen zählt, kaum noch 160 gerichtlich anhängig gemachte Klagen wegen Vergehungen gegen Personen und Eigenthum.

**) Im Jahr 1833 zählte man in dem kleinen Lande 182 Advokaten und Notare. Bonstetten fand allein im Städtlein Locarno, zu seiner Zeit, 33 Advokaten ansäßig und nebenbei 37 Wirths- und Schenkhäuser. Treffliche Mittel den Volkswohlstand zu befördern!

beträchtliches Eigenthum, das größtentheils in liegenden Gütern besteht. Minder freigebig ausgestattet sind die 520 Weltgeistlichen des Landes; aber Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Messen, Prozessionen, Beschwörungssegen, oder besondere dreitägige Andachten der Gemeinden, um Regen oder trockenes Wetter vom Himmel zu erbitten, tragen um so reichlicher ein. Die Religion kostet den Tessinern viel. Auch 200 bis 250 sogenannter Brüderschaften wären hier wohl noch mit anzurechnen, die alle ihre eigenen Vorrechte, Auflagen, Einkünfte und Andachtspflichten haben.

Besseres ist allein von größerer Volksbildung zu erwarten. Allein dazu findet sich, aus sehr natürlichen Gründen, die Geistlichkeit schlecht geneigt, Hand zu bieten. Und wer kann es ihr, bei dem ihr eingeschärften blinden Gehorsam gegen den heil. Vater zu Rom, verargen, da Gregor XVI. in seinem bekannten Hirtenbrief an sämmtliche Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt, gegen die für die Kirche so gefährlichen Fortschritte der Völker in wissenschaftlicher Bildung geeifert hat? — Erst im Jahr 1831, also dem achtundzwanzigsten seiner Unabhängigkeit, gab der gesetzgebende Rath des Kantons ein Gesetz über Einrichtung des gesammten Schulwesens. Das Gesetz ist nicht übel, und paragraphenreich genug, aber leider nicht vollzogen, sondern vergessen. Eine Bildungsanstalt für Schullehrer ist nicht vorhanden; die wenigsten Gemeinden haben einen Schulfond. Viele nicht einmal eigene Schulhäuser; nicht einmal eigene Schulstuben, sondern man spricht dafür Platz im Hause des Pfarrers, oder Kaplans an. Die Lehrerbesoldung in den Dörfern übersteigt selten 30 bis 40 fl. jährlich. Gemeinnützige Privatleute versuchten da und hier, selbst mit Opfern aus ihrem Vermögen, bessern Unterricht der Volksjugend zu bewirken; sie wurden verspottet, verleumdet und verdächtigt. Schon im Jahr 1826 versuchte man in einigen Schulen wenigstens den gegenseitigen Unterricht einzuführen; aber der Bischof von

Como, wie die Chorherren von Lugano und Locarno, schlugen sogleich Lärmen dagegen, wegen Gefahr der Religion. So unterblieb es.

Besser, als für die große Masse der Volksjugend, ist für den Unterricht der Kinder wohlhabender Familien in Klöstern, Seminarien und Kollegien Sorge getragen. Aber es herrscht darin mönchhafter Geist. Wäre dieses Volk von Tessin, was es sein sollte, was es durch höhere Zivilisation werden könnte, dann wahrlich wüßte ich kaum ein Ländchen Europa's, das von der Vorsehung gütiger ausgestattet seines Glückes so froh werden könnte, wie dieses. Die Gelände, zumal im Umkreis der Seen, sind paradiesisch. Ich kann mich des Vergnügens nicht erwehren, einige Bilder aus jenen Landschaften zu zeichnen, in denen ich einst bei meinem Aufenthalte in der italienischen Schweiz so oft mich lustwandelnd erging.

An den Seebusen des schönen Cerisio geschmiegt, in anmuthiger Nachlässigkeit, ruht Lugano, das schönste Städtchen des Landes, mit ganz italienischer Physiognomie. Erblickt man es zuerst vom See her, vom Halbmond seiner duftigen Hügel umkränzt; die Küste mit Dörfern malerisch bestreut, und mit Landhäusern und Gärten, wo Mandel- und Olivenbäume, Pfirsich- und Zitronenbäume ihr mannigfaltiges Grün vermengen, und Weinlauben längs den Ufern ihre üppigen Zweige über dem stillen Wellenspiel ranken lassen, während westwärts, gleich einem erloschenen Vulkan, der San Salvatore den Gipfel seiner Pyramide zu den Wolken streckt, — man möchte mit Bertoletti glauben, das niedlichste Kleinbild von Neapel zu finden. Die Stadt selbst, mit nur fünf und einem halben hundert Gebäuden und fünf und einem halben tausend Bewohnern, sechs Klöstern, mehrern Kirchen, Palästen und öffentlichen Plätzen, trägt, bei der Mäßigkeit ihres Umfanges, das Gepräge einer gewissen großartigen Behaglichkeit. Auch pfle-

gen sich gern hier reiche Fremdlinge während der Sommermonde anzusiedeln, um die Naturpracht der Umgebungen in ihrer ganzen Fülle zu genießen. Der Irrgarten dieser Thäler wetteifert im Wechsel der Reize mit dem See, welcher acht Stunden lang im großen Zickzack umherschweift, um bald einer einsiedlerischen Hütte im Schatten des Kastanienwaldes, bald einer prächtigen Villa, bald finstern Felsenmassen, bald freundlichen Dorfschaften zwischen Weinlauben und Maisfeldern, bald andern Uferbildern, den Spiegel vorzuhalten. Die Nähe der borromäischen Inseln, die Nähe des Comersees in seiner wollüstigen Schwermuth, der lombardischen Ebenen und Mailands, sind, neben der Luganeser gefälligem und geselligem Treiben, allerdings lockend genug, bei ihnen zu verweilen.

Fast hätt' ich unter den nachbarlichen Schönheiten das kleine Paradies von Mendrisio vergessen, einem Flecken mit anderthalbtausend Einwohnern. Jeder Fußsteg führt da zwischen den weichen Umrissen der Hügel zu Landschaftsgebilden, welche an Lieblichkeit der Formen und Farben, an Fruchtbarkeit des Bodens und üppiger Vegetation, Alles übertreffen, was diese Gegenden darbieten können. Sie umringen, wie ein Blumengarten, den erhabenen Rigi der südlichen Schweiz, den Monte Generoso, welchen die Anwohner auch Gionnero und Galvaggione heißen. Er, 5670 Fuß über dem Meerspiegel mit seinem Gipfel erhaben (also 120 Fuß höher, denn der Rigi am Waldstättersee), gewährt über die Südseite der Alpenkette und ihre strahlenden Firnen, wie über die Umgegenden von Como und Mailand, durch die lombardischen Gefilde unermeßliche Fernsichten. Fast zu seinen Füßen schimmern rings um die Seen von Lugano, Como, Varese und der Lago maggiore. In ungezählter Menge ruhen Städte, Flecken und Dörfer ausgestreut auf dem grünen Teppich der italienischen Ebenen, die, neben und hinter ihm nordwärts sanft auf-

schwellen, wie ein ungeheurer, im Winde wallender Schleier, dessen ferner Saum zuletzt himmelwärts flattert, und, mit seinen zerrissenen Kanten und silbernen Fransen, Gebirgsspitzen und Gletschergefunkel bildet. — Der Weg zum Gionnero hinauf ist überall leicht, gefahrlos und mit einer Mannigfaltigkeit des Pflanzenreichthums bekleidet, wie ihn kein anderer Schweizerberg darbietet. Während drunten die ellenlange Traube Palästina's reift und der Feigenbaum wild zwischen dem Gestein mit seinem breiten Laube hervorquillt, begegnet man in den Kastanienwäldern aufsteigend, höher in den Buchen-, dann in den Tannenwäldern, endlich in den hohen Alpenwiesen, Kräuter in Fülle, die in der übrigen Schweiz selten, oder nirgends erblickt werden; droben die zarte Alpencrepis, die wermuth- und reinfarnblätterige Achillee, das dreilappige Lasernkraut neben dem blendenden Blau der kleinen Gentianen und den fröhlichen Rhododendern. Hieher wallfahrten vor Allen die italienischen Botaniker.

Ich zweifle nicht, der prächtige Gionnero würde binnen wenigen Jahren die Eifersucht des Rigi erregen, wenn die Tessinesen jene Aufmerksamkeit und gewerblustige Berechnungskunst der deutschen Schweizer besäßen, die für Schirm, Bequemlichkeit und gesellige Freuden der Lustreisenden, selbst rauhere und höhere Berge mit wirthlichen Gebäuden versehen. An Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten der Natur und Kunst ist die nächste Umgebung des Gionnero überreich. Ich dürfte nur das sich an ihm hinaufziehende Alpenthal Val Mara, oder Muggiothal nennen, dessen blumenreiche Abgründe keinen andern Thalboden, als die Wellen eines kleinen Baches, haben, von dem sich die Berghalden sogleich links und rechts, wie ein aufgeschlagenes Buch, aus einander legen. Tiefer abwärts in diesem Thal sah man im Dorfe Monte, vor wenigen Jahren noch, neben dem ärmlichen Pfarrhause, einen jener gigantischen Bäume, dergleichen auf dem Aetna

einer berühmt ward, weil in dessen Schatten hundert Reiter Raum fänden. Der Nußbaum von Monte weicht dem Kastanienbaum des Aetna nicht an Majestät. Seine Zweige breiten sich über einen halben Morgen Landes aus. Eine Viertelstunde von da abwärts liegt das Dörflein Bruzella; merkwürdig durch seine treppenförmige Lage am Berge, und daß, auf dem geschlängelten Wege an der steilen Halde des Gebirgs, es eine volle Stunde Zeit kostet, jene Viertelstunde bis Monte zurückzulegen.

---

10. Die Gotthards-Straße.

Die beste Lehrerin und Erzieherin der Völker ist zuletzt immer die Noth. Ohne sie würde der Mensch ein unbeholfenes Halbthier bleiben. Sie weckt den Geist zum Gedanken.

Vorzeiten war die Gotthardsstraße der berühmteste und bequemste Alpenübergang zur Verbindung des Nordens mit Italien und dem Mittelmeer. Jährlich wandelten über 16,000 Reisende darüber her und hin, Kaufleute, Wallfahrer, Naturforscher, Soldaten, Abenteurer, Staatsmänner, Arbeiter, die in andern Ländern Erwerb suchten, Postboten u. s. w. Jährlich führten bei 9000 Pferde gegen 20,000 Ballen, Fässer, Kisten u. s. w. mit Waaren herüber und hinüber. Der Staat Uri bezog im Durchschnitt von seinen drei Zollstätten jährlich 20,000 Gulden.

Als aber Napoleon die prachtvolle fahrbare Straße über den Simplon (in den Jahren 1802 bis 1806) durch Wallis in Piemont einerseits, Franz II. die eben so bewundernswürdige fahrbare Kunststraße von Bormio über den hohen Stelvio (seit 1822) anderseits, zur Verbindung Tyrols und der Lombardei gebaut hatte; als Graubünden und Sardinien darauf die nähere Fahrstraße, zum Verkehr Deutschlands mit dem Mittelmeer, über den Bernhardin anlegten, verlor sich das Leben des Gotthard-

passes. Denn auf dem übel gepflasterten Wege desselben, nur 10 bis 14 Schuh breit, konnte kein Wagen gehen. Die Waaren, in Fässern und Ballen verpackt, wurden von Pferden getragen, denen, mit hölzernen Sätteln bedeckt, man sie auf beiden Seiten anhing. Ein Pferd trug aber nicht mehr, als 3 Zentner; diese Last hieß ein Saum. Davon nannte man die Pferde „Saumrosse"; ihre Eigenthümer, die deren gewöhnlich 5 — 12 hielten, „Säumer."

Indem der Waarenverkehr über die Alpen links und rechts andere Richtungen nahm, verlor ein großer Theil der Bevölkerung, d. i. eine Menge von Arbeitern, Wirthen, Schiffern, Säumern, Handwerkern und Landwirthen, die Mittel ihrer Erhaltung. Ja, manche Ortschaften und Dörfer, die, fast ohne Land, in den hohen, engen Felsenschlünden des Gebirgs sich angenistet hatten, und ohne den starken Waarendurchgang nie ihr Dasein empfangen haben würden, sahen sich in Gefahr, es wieder mit ihm zu verlieren. So blieb keine Rettung, als es eben den nebenbuhlerischen Nachbarn gleich zu thun, und vereint mit dem Kanton Tessin, den Gotthard fahrbar zu machen. Gegenwärtig ist er es; die Straße überall 20 Fuß breit, mit nicht stärkerm Fall als von 5 Schuh auf hundert. Sieben große und vier kleinere Brücken führen über die Abgründe mit sichern, kühnen Wölbungen.

Die erste der Brücken schwingt sich in zwei Bogen beim Dörflein Amsteg, am Fuß der hohen Windgelle über die Reuß, wo sich der wilde Kerstelenbach des Maderaner-Thals in den Strom vom Gotthard stürzt. Der Blick durch die erhabenen, steinernen Bogen, thalabwärts, gewährt ein wunderbar liebliches Bild der Landschaft; in der Nähe die hölzernen Häuser des Dörfchens, deren es kaum viele über 30 zählt; rechts die beinahe 3000 Fuß hohe Windgelle; links die neue Fahrstraße über den Gotthard.

Vormals, noch vor dem Jahre 1821, that hier eine offene, hölzerne-Brücke Genüge, welche im Jahr 1799 Zeuge eines blutigen Treffens zwischen Franzosen und Oesterreichern gewesen war, die um den Besitz derselben stritten. Ich sah, wenige Tage nach dem Kampfe, die Brücke noch mit dem Blute der gefallenen Krieger befleckt, als ich auf ihr mich mit dem General Loison erging. Dieser französische Feldherr erzählte mir damals Einzelnheiten von dem Treffen an dieser Brücke und wodurch es veranlaßt worden war, die mir wunderlich genug schienen.

Die Generale Lecourbe und Gudin waren nämlich, bald nach der Schlacht bei Zürich und Massena's Sieg über Korsakow, beauftragt, die Höhen des Gotthard zu erobern und zu besetzen. Gudin zog zu dem Ende mit seiner Division über die Grimsel und Furka; Loison über das hohe Mayenthal, am Fuß der Gletscher gelegen, wo er aus einer alterthümlichen Schanze die darin stehenden Oesterreicher, nach wenigen Flintenschüssen, vertrieb. Bei Wasen, einem ärmlichen Dorf an der Gotthardsstraße, stieß er zum General Lecourbe. Wie er mit diesem, an der Spitze der Truppen, bergauf ritt, meldeten Eilboten des Vortrabs: eine große feindliche Heermacht rücke vom Urserenthal herab ihnen entgegen und bedecke mit seinen Bataillonen nicht nur den offenen Weg, sondern alle kaum gangbaren Klippen am andern Ufer des Reußstromes. Beide Generale lachten. Sie wußten von keiner Armee auf dem Gotthard, oder von wannen eine solche kommen könnte? Aber neue Boten bestätigten die Nachricht der ersten, ohne sagen zu können, welcher europäischen Macht die feindlichen Schaaren angehören möchten. Es entspann sich bald das Gefecht. Man erkannte, es seien Russen, mit denen man zu schaffen habe. Es war Suwarow, der, von Italien her, in die Schweiz dringen wollte. Während die Franzosen von der Uebermacht des Gegners langsam gegen Wasen zurückgedrängt wurden,

meldeten andere Boten, die in größter Eil von Amstäg heraufgesprengt waren, daß General Rosenberg mit zahlreichen Schlachthaufen von Oesterreichern, aus Bünden ins Maderanerthal eingerückt sei, und den Franzosen den Rückweg vom Gotthard zu versperren drohe. Nun war keine Zeit zu verlieren. Während Loison durch Widerstand das schnellere Vorrücken Suwarows bis nach Wasen so lang, als ihm möglich war, hemmte, eilte Lecourbe mit seiner Division nach Amstäg hinab.

Hier fand er das Dorf und die Brücke schon von der starken Vorhut der Oesterreicher besetzt, und seinen Heimweg in die sichern Schanzen von Seedorf, am Ufer des Vierwaldstätter Sees, abgeschnitten. Jeder versäumte Augenblick führte ihm die österreichische Hauptmacht vom Maderanerthal näher. Hinter ihm drohte Suwarow in wenigen Stunden zu erscheinen. Lecourbe sah sich von überlegenen Streitkräften eingeschlossen, und keinen Ausweg, als über die Brücke. Er ließ durch seine Grenadiere mit gefälltem Bajonet stürmen. Flinten- und Kanonenfeuer warf diese Tapfern zurück. Er gebot den Angriff zum andern und zum dritten Mal, mit eben so schlechtem Erfolg. Die Soldaten wurden unentschlossen, wankten, zögerten, ungeachtet des wiederholten Befehls zum Sturm. Da riß Lecourbe, nach einigen derben Flüchen, einem der Grenadiere das Gewehr weg und stürzte sich allein gegen die Brücke. Die Grenadiere sahen es, erhoben voll Unwillens über ihn ein furchtbares Geschrei, rannten ihm nach, erstürmten die Brücke und trieben die Oesterreicher zurück. Am schlimmsten fast lief es für Lecourbe ab. Seine Grenadiere, durch ihn beschämt, über ihn erbost, hatten ihn noch zeitig auf der Brücke ereilt und fluchend hinter sich geworfen. Mann um Mann stieß ihn nun weiter zurück, so unsanft als möglich. Es gab Kolbenstöße, Rippenstöße, Faustschläge unterwegs. Der General selbst erzählte lachend von den blauen Flecken, die er davon wochenlang am Leibe ge-

tragen. Aber er gelangte durch Amstäg, und, immer der letzte Mann auf dem Rückwege, glücklich wieder in die Verschanzungen von Seedorf.

Loison, mit wenigen Bataillonen seinem Schicksale überlassen, vertheidigte sich indessen verzweiflungsvoll Schritt um Schritt bis Wasen. Die schmale Bergstraße zwischen Felsen und Abgründen ward von Blut und Leichnamen bedeckt. Von Wasen stieg er die steile Berghalde zur Mayenschanze wieder hinauf, von wannen er gekommen war, und sah mit seinen Soldaten, ohne einen Schuß zu thun, ohne weiter vom Feind beunruhigt zu werden, den langen, fast endlosen Zug des russischen Heers durch das zu seinen Füßen liegende Dorf. Erst als dieser vollendet war, stieg er abermals hinab nach Wasen, schlug sich mit einzelnen nachrückenden Haufen der Russen und gelangte ins Urserenthal.

Der fernere Heerzug Suwarows, durch die höchsten Alpen der Schweiz, gehört zu den verzweiflungsvollsten und tollkühnsten Wagstücken, welche die ältere und neuere Kriegsgeschichte kennt. Man muß jene engen, furchtbaren Wege neben schwindlichten Abgründen, jene schroffen Felspfade und Berggrathe, jene ewigen Schneefelder mit eigenen Augen gesehen haben, welche die russischen Schlachthaufen durchklettern mußten, immer vom mörderischen Feuer der französischen Brigaden verfolgt und vom Hunger in den unwirthlichen Einöden gequält; man muß diese Wildnisse gesehen haben, um eine lebendige Vorstellung vom Loose der 22,000 Russen zu erhalten, welche unter Suwarows Anführung zwanzig Tage lang das Hochgebirg kämpfend durchwanderten, abwechselnd Sieger und Flüchtlinge, immer elend.

Die Begebenheit ist so außerordentlich, ihr Ausgang so schauderhaft und folgenreich gewesen, daß sie Wenigen unbekannt sein kann. Da Suwarows Unglück erst eigentlich in den Gebirgen

von Glarus wahrhaft begann und sich darin vollendete, verzeiht man's vielleicht gern, wenn ich hier einiges Minderbekannte darüber mittheile, wovon ich zum Theil selber Zeuge war, oder wie ich es aus dem Munde französischer Feldherren und schweizerischer Beamten vernahm.

Suwarow kam mit seinem ermüdeten und ausgehungerten Heer nach Altorf. Er wußte noch nicht von der für Korsakow unglücklichen Schlacht bei Zürich. Indem er durch die Straßen des Hauptfleckens, an der Spitze seiner Tapfern, im Hemd und eine Knute in der Hand, daherritt, ließ er sich in der Geschwindigkeit vom Ortspfarrer, der unter den Zuschauern stand, mit vieler Devotion den Segen ertheilen. Die Truppen fanden in dem armen, verödeten Lande kaum hinlängliche Lebensmittel. Man hatte fast alles Vieh in die Berge geflüchtet. Selbst Lederabfall und Leim bei den Gerbern, Unschlitt, Kerzen und Lampenöl wurden gierig verzehrt. Schon im Urserenthal hatten die Soldaten einen Fasttag gehabt, den Suwarow durch die Popen verkünden ließ, als er durch Vorstellungen des Thalammanns Meyer von Andermatt zum Erbarmen gegen das rauhe und unglückliche Hochthal bewogen worden war.

Noch immer im Begriff, über Schwyz nach Zürich zu gehen, und sich mit Korsakow zu vereinigen, wollte er über den Waldstättersee. Aber Lecourbe in seinen Verschanzungen hatte alle Schiffe an sich gezogen. Unkundig der Geographie hoffte der russische Heerführer längs dem Seeufer einen Weg, wenn auch nur einen Fußweg, nach Schwyz betreten zu können, aber erblickte die steil abgerissenen Berge, deren Felsen senkrecht aus der Wasserfläche emporsteigen.

So blieb ihm nichts, als durch Bürglen, den Geburtsort Wilhelm Tells, mit seinen Truppen noch einmal die höchsten Alpen

und Berggrathe zu überklettern, um durchs Muottathal nach Schwyz zu dringen. Der Zug in den unwegsamsten Berggegenden über die nackten Felsen und Grathe des Kinzigkulms dauerte vierzehn Stunden. Erzwungene Wegweiser mußten voran. Wege und Stege fehlen, wo bisher nur einzelne Hirten und Gemsjäger in den kurzen Sommermonden umherirrten. Zum Erstaunen der einsamen Bewohner des Muottathals (am 28. September) spie der enge Schlund des Bisilochs, der kaum für seinen Waldstrom immer Raum genug hat, ein ganzes Kriegsheer in ihre Wiesen und Dörfer aus.

Von Suwarows Zug schon durch Lecourbe unterrichtet, war Massena indessen persönlich mit einigen Brigaden nach Schwyz geeilt, ihm den Weg zu verrammeln. Als einige russische Abtheilungen der Vorhut aus dem Muottathal spähend über die Alpen des Pragels und Klönthals nach Glarus niederstiegen, um dort Verbindung mit Korsakows Heer zu suchen, wurden sie von General Molitor zurückgejagt; und Suwarow erfuhr nun erst von ihnen die gänzliche Niederlage der russischen Armee in der Schlacht von Zürich. Nichts glich seiner Verlegenheit. Getrennt jetzt von Italien durch die höchsten Gebirge, abgeschnitten von jeder Verbindung, umringt von Felsen und Feinden, eingesperrt in ein schmales, vier Stunden langes Thal, sah er sein Heer durch Anstrengungen und Entbehrungen ermattet. Viele seiner Soldaten waren beim Zug über den Kinzigkulm von Hunger und Elend umgekommen; fast alle Pferde und Lastthiere ohne Hufen; viele in die Abgründe hinuntergestürzt.

Noch wankte er unentschlossen, wohin sich wenden, da drang gegen ihn Massena schon (am 1. Oktober) ins Muottathal ein. Das Gefecht begann mit Tagesanbruch. Die Russen, verzweiflungsvoll, stürzten mit Uebermacht gegen ihren Feind; trieben ihn durch die Thalschlucht zurück. Im Gedränge über die schmale steinerne Muotta-

brücke daselbst fiel eine Menge der Menschen und Rosse in den Abgrund des Bergstroms. Die Russen entfalteten ihre Streitkräfte nun außerhalb der Bergschlucht. Die Franzosen wichen vor der Uebermacht kämpfend und langsam zurück gegen Schwyz. Ich befand mich daselbst. Durch meinen Sekretär benachrichtigt, der vom Dorfe Brunnen zurückkam, daß Lecourbe mit seinen Bataillonen über den Urnersee angelangt sei, ritt ich zum Schlachtfeld, dem General Massena die frohe Botschaft selbst zu überbringen. Eine Menge verwundeter Franzosen und Russen zu Fuß oder auf Karren kam mir entgegen und versperrte fast den Weg. Auffallend war, wie die nordischen Krieger bei jedem Schritt laut ächzten, während die französischen Soldaten bluttriefend scherzten und lachten. Ueber die Wiesen von Ibach aber strömte mir in wilder Flucht und Verwirrung eine der französischen Halbbrigaden entgegen. Viele der Soldaten hatten Gewehre und Habersäcke von sich geworfen. Schon standen die Russen nur noch eine halbe Wegstunde vom Flecken Schwyz entfernt, und Suwarow mochte hoffen, sich hier durchzuschlagen. Aber plötzlich änderte die Szene. Lecourbe war, rechts vom Dorfe Brunnen, längs Bergen und Wäldern, gegen den Eingang des Muottathals geeilt. Die Russen nun ihrerseits bedroht, ihren einzigen Rückweg zu verlieren, gaben den Sieg auf, und flüchteten mit unglaublicher Unordnung, Fußvolk und Reiterei wild durch einander, der Thalschlucht zu, wie ein Bienenschwarm seinem Korbe.

Indessen war schon ein Theil von Suwarows Heer über den Pragel ins Klönthal gestiegen. Hier, längs den Ufern des anmuthigen Sees, ward mit Molitors Bataillonen nicht minder blutig gestritten, als bei Schwyz. Die Franzosen ließen von den Berghalden Felsmassen in die russischen Schlachthaufen zerschmetternd niederfahren, mußten endlich aber der anschwellenden Menge ihrer Feinde weichen. So kam Suwarow folgenden Tags in Glarus

an. Ihm folgten langsam seine ermüdeten Truppen über das Gebirg. Drei Tage verweilte er hier; aber jeder Tag brachte ein Treffen. Es schien sein Vorsatz, sich längs dem Wallensee gegen den Rhein durchzuschlagen, um in Bünden oder Schwaben Verbindung mit den Trümmern des korsakowischen Heers zu finden. Er drängte Molitors Brigaden mit Ungestüm zurück bis Näfels.

Dies Dorf, nah dem Gebirg, in üppigen Wiesen zwischen Fruchtbäumen gelagert, schon durch eine der alten siegreichen Freiheitsschlachten der Schweizer (im Jahr 1388) berühmt, ward noch einmal Zeuge eines der furchtbarsten Kämpfe. Suwarow schien auf dieser Stätte Sieg oder Untergang seines Heers beschlossen zu haben. Die Franzosen aber, in noch vortheilhafterer Stellung, leisteten den verzweiflungsvollsten Widerstand, gereizt durch die verwegenen Beispiele der Tapferkeit, welche die dritte schweizerische Halbbrigade auf dem Boden gab, der sie an das Heldenwerk ihrer Altvordern mahnte.

Der russische Feldherr, wie er mit wildem Schmerz die Unmöglichkeit erkannte, diese Heerhaufen, diese Ströme, diese Engpässe zu überwältigen, sah sich gezwungen, noch das allerletzte Rettungsmittel zu wählen. Er mußte sein müdes, geschwächtes Heer noch einmal über die höchsten Bergkämme der Alpen führen, um im Bündnerland endlich wieder Sicherheit und Ruhe zu gewinnen. Er brach also auf (5. Oktober), und zog, durch Schwanden, ins rauhe Sernftthal; hinter ihm auf seinen Fersen folgte der Feind.

Am linken Ufer des Sernftstroms aber, hoch über demselben, an abschüssigen Berghalden, schlängelte sich ein elender Pfad durch die Gebirgsschlucht aufwärts, vielmals kaum breit genug, zwei Mann neben einander zu fassen. Diesen betrat eine Armee, deren Nachhut, neben allen Mühseligkeiten, noch unaufhörlich von den Franzosen zum Gefecht genöthigt ward. Wilde, brückenlose Gieß-

bäche mußten durchwatet, Schuttberge überklettert werden. Erst nach drei Stunden langem Steigen, im tiefsten Hintergrunde des Thals, bei den Dörfern Matt und Elm, wird endlich der Boden etwas ebener.

Aber erst da erscheinen, hoch über grünen Alpentriften, die starren, grauen, von Wolken des Himmels umlagerten Grenzfelsen, welche Glarus von Graubünden scheiden. Sie dehnen sich mit ihren Gipfeln, Zacken und Zinken, mit ihren todten Schneegefilden, Gletschern und Firnen, in einem schauerlichen Halbkreis aus, dessen erhabene Ränder unübersteiglich scheinen. Links die gewaltige, finstere Pyramide des Fallzubers; rechts der vergletscherte Tschingel. Zwischen beiden, aus dem ewigen Schnee emporsteigend, eine sehr lange und hohe Felswand, gleich einer ungeheuern Ringmauer, hinter welcher wieder, aneinander gereiht, in bizarren Gestaltungen, neun Bergspitzen auftauchen, von den Aelplern scherzweise die „Jungfrauen" geheißen. In eben jener breiten und senkrechten Felsmauer zeigt sich links das wunderbare Martinsloch, welches, wie durch die Bergwand kreisförmig ausgeschnitten, hinterwärts wieder den blauen Himmel und zweimal alljährlich (am 3., 4. und 5. März, wie am 14. und 15. September) die Sonne erblicken läßt, deren Strahlen dann zuerst den Kirchenthurm des Dorfes Elm beleuchten. Wagehälse unter den Gemsjägern erstiegen schon die runde Oeffnung. Einer derselben sagte mir: sie sei geräumig genug für ein Bauernhaus; der Kreis habe einen Durchmesser von 30 — 40 Fuß.

Nachdem Suwarows Heer über die schöne Wichlen-Alp schweigend hinausgeschritten war, stieg es schwer und langsam den weiten Schlund des Wallenbodens aufwärts zweimal über einen senkrechten Felsenabsatz im Hintergrunde, zum Rinkenkopf. Das Brausen der Wasserfälle links und rechts von jähen Berghöhen, und Flintendonner der nachkletternden Franzosen beglei-

teten den Zug. Menschen und Vieh fuhren von Zeit zu Zeit von dem schlüpfrigen Schiefer- und Kalkschutt oder von den unsichern Schneeplätzen zerschmettert in die entsetzlichen Tiefen. Noch liegen droben die Menschengebeine umher, von der Sonne längst weißgebleicht.

Aber der letzte, der beschwerlichste und gefährlichste Theil des Wegs erwartete noch die Tausende der Wanderer da, wo sich die nackten, schroffen Kalk- und Schieferberge des Jetzerschlundes zusammen ziehen, und die sogenannte „Gurgel" bilden. Hier zieht, eingeklemmt zwischen Felsen, ein stundenlanges Schneefeld bis zum Grath des Panixerbergs steil hinauf. Mancher Unglückliche athmete, emporklimmend, völlig erschöpft und ohnmächtig, das elende Leben aus. Als endlich der Felskamm des Gebirgs errungen war, 7000 bis 8000 Fuß hoch über dem Meer, neben den Gletschern des Hausstocks, und die Armee, nun verworren, wie aufgelöst die steilen Berghänge über Steintrümmern niedereilte gegen die Araschka-Alp, begann mit wachsenden Mühseligkeiten neue Noth. Denn hinter sich, auf der Höhe, sah man den verfolgenden Feind; vor sich in der Erde eine lange Spaltung des Felsenbodens, von ungemeiner Tiefe. Im Abgrund der Kluft wälzt ein Gletscherbach seine schäumenden Fluten. Die Bündner des romanischen Oberlandes nennen dergleichen eng zwischen tiefen Felsen eingesperrten Gießbäche „Multärs" oder „Buolas". Nur eine einzige schmale Steinplatte über dem Abgrund dient zur Brücke. Wer hinüber war, sah sich vor der Verfolgung von Molitors Kriegern geborgen. Die finstere Schlucht des Bodens, kaum acht Fuß breit, schien leicht im Lauf zu überspringen. Tausende wagten verzweiflungsvoll diesen vermessenen Sprung; Hunderte schwindelten rettungslos in die Finsterniß der Multär hinunter.

So endete Suwarow den unglücksvollen Zug durch das Gebirgslabyrinth der Schweiz; und so sehr ward davon sein Gemüth

ergriffen, daß er, zerfallen mit den Feldherren Oesterreichs, die ihn vergebens ermunterten, fortan erklärte, sich in „kein Unternehmen mehr einzulassen."

Nach dieser kriegerischen Abschweifung, die für die Geduld manches Lesers vielleicht allzuweit sich ausdehnte, kehre ich wieder zur Schilderung des berühmten urnerischen Gebirgspasses zurück.

Man hielt ehedem den Weg über den Gotthard für eines der erstaunungswürdigsten Riesenwerke menschlicher Kraft und Kunst, im Kampf mit den Hindernissen, welche die Natur zu besiegen darbot. So ist's heute nicht mehr. Der Bau der jetzigen Straße erscheint von der alten verschieden, wie das 19te Jahrhundert vom 13ten oder 14ten. Die Simplonstraße aber ist um 5 Schuh breiter, als sie. Das berühmte Urnerloch, jetzt bedeutend erweitert und heller geworden, übertrifft keineswegs an Länge und Breite die mehrfachen Gallerien vom Simplon; mehrere von den Brücken des letztern sind mit nicht geringerer Kühnheit über die Abgründe gesprengt. Wer in Bünden die Bernhardinstraße mit ihrem „verlornen Loch", mit ihrer **Via mala**, oder wer den verwegenen Bau über den Stelvio bei Bormio sah, findet da nicht weniger zu bewundern, als am Gotthard.

Hingegen der Wechsel hier von angenehmen, landschaftlichen Parthien mit den entsetzlichsten Wildnissen; der Kontrast freundlicher Hütten neben Bächen und Bäumen, und kleinen Gärten auf Felsenblöcken, mit schwindelerregenden Abgründen, in deren Tiefen der schäumende Strom zwischen Trümmern des Urgebirgs quillt, wird wohl von keiner der andern Alpenstraßen übertroffen. Das Dörflein Wasen gewährt droben noch einmal, mit seinen braunen Hütten und der malerischen Kirche auf dem Hügel, unter Gebüschen und wilden Kirschbäumen, einen erquickenden Eindruck. Vom Himmel nieder leuchten Gletscher über dunkelgrünen Alpen; plätschern Wasserfälle. — Das Dorf Gestinen, oder Geschenen,

eine halbe Stunde höher am Gebirg, ruht schon an den Grenzen der Felsenwüste, wo das Leben der Pflanzen verschwinden will, und Schutt der Berge, rechts, ein unwirthbares Thal füllt, von Eisbergen umzogen. Weiter hin hört man zuweilen noch einförmiges Geräusch aus dem Abgrund; zuweilen noch das ersterbende Getöse eines Bachs, der aus unersteiglichen Höhen stürzt und im Sturz verfliegt. Ringsum steigen die Berge der Schöllenen senkrecht, glatt und kahl in grausenhafter Nacktheit empor: schwarze Mauern 100 bis 1000 Fuß hoch. Man wandelt wie auf dem tiefen Boden eines ungeheuern Felsenkessels, oder vielmehr an einer Rippe desselben, längs welchem die Straße sich, unter überhangendem Gestein, über jähen Abhängen fortwindet. Oft scheint der Ausweg zu fehlen; und wenn er wieder erscheint, öffnet er nur die Aussicht in noch furchtbarere Wüstenei. Man erblickt den Strom der Reuß, statt tief unter den Füßen, vor sich droben. Er bricht da durch den Riß der Berge zwischen dunkel-glänzenden Klippen; schwindelt jählings in die Tiefe hinunter, und zerschellend im finstern Geklüft, steigt er als Wasserstaub gespenstisch unter dem hohen Bogen der Teufelsbrücke wieder auf und umgaukelt sie, unter ewigem Donner und Windsturm, mit Wolken, die einander drängen und jagen. Die Straße verliert sich, denn anderer Raum fehlt für sie, in eine finstere Höhle des gegenüberstehenden Felsen. Der Ausweg vom Thal der Schrecken droht Eingang eines noch grauenvollern Schauspiels zu werden. Und wie der Wanderer, nach etwa hundert Schritten, aus der Dämmerung des Urnerlochs ans Licht des Tages hervortritt, umfängt ihn eine neue Welt. Ein geräumiges, ebenes Wiesenthal, von grünen Bergen umfangen, liegt träumerisch vor ihm da. Von Erlen und Weiden sind die Ufer der Reuß bekränzt, die klar und leise dahin rinnt.

Links schmiegt sich Andermatt, ein Dörflein, an den Berg, den ein kleiner Wald ziert; rechts ein anderes und darüber auf

dem Hügel romantisch die Burg-Ruine der Edeln von Hospenthal. Man athmet in dieser großen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, fünfthalbtausend Fuß hoch über dem Meere, die reinsten Lüfte. Es ist das Thal Urseren.

---

11. Goldau.

Das arme Goldau! Es liegt mit seinen friedlichen Hütten, seinen Fluren und Obsthainen hundert Schuh tief unter Felsen begraben.

Einst ruhete es im schönen Thale zwischen dem Ruffiberge und Rigi, zwischen den Seen von Zug und Lowerz, weich und tief, in seinen dunkelgrünen Wiesen und krausen Gebüschen, eingebettet. Durch die Mitte der zerstreuten Hütten strömte fröhlich der Nabach, aus dessen Sande man noch Ende vorigen Jahrhunderts Gold wusch. Eine hölzerne, geräumige Brücke, mit Bedachung, führte hinüber ins Innere des Dorfes. Da trat dem Wanderer malerisch die Filialkapelle des Ortes, mit ihrer kleinen Vorhalle und dem hochgespitzten Thürmlein entgegen, umringt von ländlichen Wohnungen. Diese, wenn auch höchst einfach und prunklos, wie überall in den Hirtenthälern, trugen doch den Charakter des Bequemlichen und, wie die Schweizer sagen, „Heimeligen" (Heimathlichen), weil man sie nicht ohne ein Gefühl ansehen kann, es sei da drinnen behaglich. Nur das niedrige Erdgeschoß, für Keller, oder Bewahrung allerlei „Gerümpels" ist von Mauerwerk aufgeführt; das Uebrige des Gebäudes, eins und zwei Stockwerke hoch, bis zum Dache, von Holz. Zahlreiche Fenster, mit kleinen runden Scheiben, geben den Zimmern und Kammern drinnen genugsames Licht; und das vertäfelte Holzwerk gewährt im Winter größere Wärme, im Sommer größere Kühle,

als das dickste Gemäuer. Vordächlein draußen über die Reihen der Fenster dienen den Gemächern, statt Sonnenschirmes. Der Sammelplatz der Familie, die Wohnstube, pflegt das größte Gemach des Hauses, dennoch aber durch den weiten und breiten aufgemauerten Ofen oft über Gebühr, verkleinert zu sein. Solch ein Riesen-Ofen dient der Hausmutter auch zum Backen des Brodes, zum Dörren ihres Obstes und dem Herrn und Knecht am kalten Wintertage, sich auf die erwärmte Oberfläche ausgestreckt hin zu lagern. Ein kleines Weihwasser-Gefäß neben der Thür, ein Kruzifix, ein Marienbild in der Zimmerecke, ein schwerer, hölzerner Tisch, nebst einigen Bänken und Schränken, bilden gewöhnlich die gesammte Verzierung und Geräthschaft des Zimmers.

Die zerstreuten Häuser und Höfe von Röthen und Busingen, welche mit Goldau zugleich untergingen, gehörten, wie dieses, zur Pfarrei des Fleckens Arth, am Zugersee. Das ganze Thalgelände bis Lowerz, das sich am Fuß des Rigi in seinem eigenen See spiegelt, war zwar von Alters her zum Ländchen Schwyz gezählt, aber im zehnten Jahrhundert, durch frommer Herrn Hand, dem Gotteshaus Murbach im Elsaß, nicht minder den Grafen von Lenzburg im Aargau, zins- und gaben-pflichtig, übrigens aber unter Kaisers und Reiches Schirm. König Albrecht, dem, zur Bereicherung seines Hauses, auch das Geringe nicht zu gering schien, brachte nachher die Rechte und Steuern des armen Thals mit Gewalt an sich. Sie bestanden in wenigen Geldzinsen und gerichtlichen Bußen, einigen Maltern Getreide, in Fischen, Lämmern, Käsen, Butter u. s. w. Um 200 Mark Silber Züricher Gewicht kaufte sich im Jahr 1353 das Thal endlich von Allem los.

Gern möcht' ich die tausendjährige Lebensgeschichte des unglückseligen Dörfleins und der benachbarten Höfe erzählen. Aber sie ist so einfach und einförmig, wie die Sitten seiner gutmüthigen

Bewohner vor Jahrhunderten und noch am Tage des Unterganges waren.

Die nämlichen Grundstücke, auf welchen schon vor dreißig Menschenaltern die bescheidenen Geschlechter des Dorfs, die Bürgi, Eikorn, Biser, Amen, Ospenthal, „gehauset und gehofet" hatten, wurden noch im Jahr 1806 von deren Nachkommen gleiches Namens ungeschmälert besessen und angebaut. Ein Sohn folgte immer dem andern der Reihe nach, als Erbe und Erblasser der nämlichen Heimath, und wußte seinen Kindern von Vätern zu erzählen, die vor fünf und sechs Menschenalter auf derselben Stätte geboren und gestorben waren. Die Sitte des Alterthums blieb die Sitte der neuesten Zeit. Zieger, mit Salz und Kümmel gemengt, hart gepreßt, auch geräuchert, galt ehemals, und am letzten Tag noch, als alltägliche Kost. Brod- und Fleischspeisen waren seltene Ueppigkeit; dürres Obst, Gemüse und Milchspeisen gehörten zur bessern Nahrung. Es ist aufgezeichnet worden, daß Melchior Bürgi zu Goldau, bei einer amtlichen Rechnungsablage im Jahr 1690, den in seinem Hause versammelten Rathsherren einen Schmaus gab. Da wurde „gebläheter" (oder verdickter, dann zusammengepreßter, dann über Kohlenglut gebratener) Zieger*) in Fülle genossen und Brod dazu gegessen. Das Ehrenmahl kostete einen ganzen Gulden!

Einfach, wie die Kost, war die Kleidung. Das Gewand des Reichen, wie des Armen, bestand aus gleichem Stoff mit gleichem Schnitt. Nur an Festtagen erschienen Feierkleider, doch ohne Kostbarkeit, gewöhnlich aus selbstverfertigtem Zeuge. Im vorigen

---

*) Zieger ist der käsige Niederschlag, der, vermittelst einer Säure, aus dem dünnen, milchigen Wasser (Sirbe, Sirbele genannt) noch abgeschieden werden kann; was von der geronnenen und davon genommenen Milch noch übrig bleibt.

Jahrhundert wohnten auf der Harmettlen, einem Hofe bei Goldau, die zwei schönsten und reichsten Mädchen der Gegend, die Töchter eines hablichen Bürgi. Aber beide hatten doch nur einen und denselben festlichen Putz mit einander gemein. Ging die eine der Schwestern Sonntags in den Flecken Arth zur Kirche, erwartete die andere die Rückkunft derselben, um dann in der nämlichen Kleidung die Kirche zu besuchen und die Augen der Bewunderer auf sich zu ziehen. Nachts schlief man nackt, ohne Hemd, im Bette, wie darin die alten Könige und Königinnen noch in alten Holzschnitten zu schauen sind; eine Sitte, die aber unter den Landleuten vieler Schweizergegenden noch immer in Uebung ist. Von solcher Häuslichkeit und einfachen Lebensart hat man wohl nur in wenigen Ländern Europens Vorstellungen; aber auch nicht von der harmlosen Redlichkeit und Treue der Denkart, die daneben herrschte.

Bridel hat uns davon, im Jahr 1783, einen Zug aufbewahrt, der zu schön ist, als daß er hier nicht wieder erzählt werden sollte.

Zween Nachbaren hegten mit einander wegen eines Stück Mattlandes Streit. Jeder glaubte sein Eigenthum mit guten Gründen geborgen. Die Sache sollte zur Entscheidung vor das offene Landgericht zu Schwyz gebracht werden. Franz ging zu seinem Nachbar, und meinte, sie wollten in Gesellschaft mit einander von Goldau dahin wandern; Nachbar Kaspar schützte Unmöglichkeit vor, weil er sein Heu von den Wiesen einbringen müsse, ehe sich das Wetter verschlimmere. Nach manchem Hin- und Herreden sagte Kaspar: „Nun denn, so kannst du ja allein nach Schwyz gehen, und dem Richter deine und meine Gründe sagen.“ — „Auch das!“ erwiederte Franz: „Ich werde die Sache für dich besorgen, wie für mich.“ Franz ging. Als er zurückkam, war sein Erstes, den Nachbar zu besuchen, und ihm mit freudiger

Miene zu verkünden: „Ich wünsche dir Glück, Kaspar, du hast den Handel gewonnen und die Wiese gehört dir!“

So oft ich ehemals durch die freundlichen Gegenden von Goldau wandelte, und es geschah während meines amtlichen Aufenthalts in den Urkantonen nicht selten, befremdete mich der Anblick zahlloser mit Moos und Kräutern, oder Tannen bewachsenen Felsblöcke in der Umgebung des Dorfs. Es war ein wirkliches Labyrinth zwischen diesen Felstrümmern. Es zweifelte Niemand, daß hier vor undenklichen Zeiten schon ein Bergsturz gewesen sein müsse. Vielleicht riß sich damals eine Masse des hohen Gnyppenstocks los. Man hat auch Erinnerungen von spätern Ueberschüttungen dieser Gegend. Eine Urkunde spricht noch von einem Dorf in Rötten, das nicht mehr vorhanden ist; statt dessen finden wir da Grundstücke, deren Name „Brechen“ auf einen Abbruch vom Felsen deutet: „Allmendbrechen, Jublisbrechen“ u. s. w. Im Jahr 1712 drohte eine von der Höhe niedertobende Stein-Lauine große Gefahr in der Gegend vom benachbarten Arth. In derselben Gegend wiederholte sich dasselbe Schauspiel vom Berge herabrollender Felsen, Tannen und Erdhaufen im Juli 1795.

Ueberhaupt sind die furchtbaren Erscheinungen der Bergfälle, wenn in Verwitterung zerrissene Felsmassen stürzen, oder „Erdschlipfe“, wenn Grund und Boden steiler Halden, mit Fels und Wald, gegen die Tiefe niedergleitet, keiner Gegend des Hochgebirgs fremd. Wer möchte sie alle aufzeichnen? Nur die verheerendsten werden im Gedächtniß bewahrt, wie der entsetzliche Untergang des großen und reichen Fleckens Plurs im Jahr 1618, welcher mit seinen 2430 Einwohnern unter dem niedergefallenen Gipfel des Berges Conto begraben liegt. Die bleiche Spur eines mächtigen Erdschlipfes an der Südwestseite des Rigi, ohnweit dem Dorfe Weggis am Luzerner-See erblickt man noch seit dem Jahre 1795. Damals glitten bei 80 Juchart Landes, mit Wiesen, Gär-

ten, Fruchtbäumen und 31 Häusern zum See herunter; doch so langsam, daß man das Beste retten und selbst die Häuser fast ganz abtragen konnte.

An einem schönen Sommertage, es war im August 1806, besuchte mich ein junger, liebenswürdiger Mann, Rudolf Jenner, von Bern, mit dem ich durch freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel verbunden war. Er wollte mich zu einer Rigi-Reise bereden, die er in Gesellschaft einiger Freunde und Freundinnen zu machen im Begriff stand. Ich mußte die Einladung ablehnen. Wäre sie von mir angenommen worden, würd' ich wahrscheinlich neben ihm unter den Bergtrümmern des Gnyppen ruhen.

Nach anhaltendem heftigen Regenwetter war er mit seinen Gefährten aufgebrochen. Am 2. Septembertag, bei trübem Himmel, stiller Luft, wanderte er mit ihnen wohlgemuth durch den Flecken Arth, und den Weg nach Schwyz, das reizende Thal entlang. Einige Herren waren zufällig etwas zurückgeblieben. Sie eilten nach und sahen ihn noch, nur einige hundert Schritte vor sich, mit seinen Begleitern und Begleiterinnen, in das Dorf Goldau wohlgemuth einziehen.

Aber ein anderer Anblick fesselte die Aufmerksamkeit und die Schritte der Zurückgebliebenen. Sie sahen links von der Höhe des Gebirgs einzelne Felsenblöcke niederfallen; einzelne mit hohen Tannen gekrönt. Ein dumpfer Donner hallte nach. Die Entfernung bis zum Berge war zu groß, um Gefahr zu fürchten. Sie blieben stehen. Das großartige, wunderbare Schauspiel hob ihr Gemüth mit Frohlocken und Erstaunen. Sie jauchzten bei jeder Wiederholung ihren Beifall der gewaltigen Natur. Sie klatschten freudig mit den Händen. Aber plötzlich, wildbrechend fing die Masse des ganzen riesigen Gebirgs an sich zu bewegen. Erst in fürchterlich langsamer Wellenform, und mit donnerndem Gebrause hob und senkte sich die ungeheure Bergwand, von mehrern Stunden Aus-

dehnung, sammt ihren Waldungen, Sennhütten, Viehheerden und Ortschaften, — dann mit Blitzesschnelle brach Alles los, hernieder sausend, betäubend; Finsterniß, einer Nacht gleich; erstickender Dampf und Staub ringsum. Der Boden bebte. Es war ein Schlag, ein Augenblick. Dann verstummte der Donner in langsam hinsterbendem Getöse. Erst nach einigen Minuten legte sich der dichteste Staub.

Die auf einer Wiese vor Goldau gebliebenen Beobachter des grauenvollen Ereignisses sahen einander mit Entsetzen an, sprachlos, bleich. Bald, wie die Staubwolken lichter wurden, erkannten sie, in unmittelbarer Umgebung, Schutt und Felsen; bald weiter hin den gleichen Gräuel der Verwüstung. Aber sie sahen nicht mehr Goldau vor sich; nicht ihre Reisegefährten mehr, die ins Dorf eintreten wollten. Alles war verschwunden, Alles begraben; das grüne, blühende Thal eine leblose, graue, dampfende Einöde. Es war Nachmittags um 5 Uhr.

Der Flächenraum von beinahe einer Geviertenmeile zeigte sich mit Erdschlamm und ungeheuern Felsen, stellenweis bei 100 und mehr Schuh hoch, überlagert. Vom Gnyppen herab hatten sich die vom Wasser unterfressenen obern Gebirgsschichten überwälzt. Die Wucht des Falles hatte sogar gewaltige Steinblöcke an den gegenübergelegenen Rigiberg, zu der andern Thalseite, hinaufgeschleudert; Vögel in der Luft, während der Flucht, getödtet. Der Lowerzer-See schwoll und wogte vom hereinstürzenden Getrümmer hoch auf. Die Wellen schlugen über die romantische Insel Schwanau zusammen, über die Wipfel der Bäume, 60 bis 70 Schuh über dem Wasserspiegel des Sees, zur Thurmspitze der einsamen Felsenkapelle empor; fuhren zerstörend in die Dörfer von Lowerz und Seewen. Die Ortschaften Goldau, Businger, Rötten, mit ohngefähr 500 Menschen, mit 111 Wohnungen, ihren Heerden, ihren Ställen, waren von der Oberfläche

der Erde vertilgt, nebst allen Kapellen und Andachtsstätten. Niemand konnte die Stelle nur annähernd bezeichnen, wo die Gebäude, wo die Brücke von Goldau, wo das Filialkirchlein des Orts gestanden waren. Landleute, die zufällig während des furchtbaren Schicksals auf den Höhen gestanden, sagten aus, sie hätten in dem finstern Augenblick ein herzzerreißendes Angstgeschrei vom Dorf her vernommen. Einer der Zeugen erklärte: er habe deutlich aus einem Hause bei Goldau das letzte Geschrei eines Mannes vernommen: „Fliehet, fliehet, der Berg kömmt. Er ist schon da!“

Einige Tage vorher schon hatten Personen, die am Berge Holz fällten, und andere ländliche Arbeiten verrichteten, im Erdboden vorher nie gesehene Wulsten, Risse und Spaltungen des Grundes bemerkt; auch Fallen einzelner Steine; dumpfes Dröhnen der Erde unter ihren Füßen. Sie erzählten davon, als herrsche da Teufelsspuk und Aefferei böser Geister. Einer derselben ging zum Pfarrer und bat ihn, sein Landstück zu benediciren, denn „da sei es unrichtig.“

Es ist eine der schaudervollsten Vorstellungen, daß wohl mehr, als einer jener vom Bergfall Verschütteten nicht plötzlichen Tod gefunden, sondern in der Nacht seines Grabes noch Tage verzweiflungsvoll gelebt haben möge.

Bald nachdem das Schreckliche geschehen war, kamen von der Höhe des Gebirgs drei Männer, welche Holz gefällt hatten. Sie hörten, am Saum der Schlamm- und Schutt-Lauine wandernd, in der Gegend, wo einst eine ärmliche Berghütte gestanden war, unterirdisches Wimmern. Sie machten sich rasch ans Werk; fanden unter dem Schutte zertrümmerte Balken, und zogen einen vierzehnjährigen Knaben, Meinrad Appert, unversehrt darunter hervor.

Wie die Bewegung des Berges begann und die Wälder und die Felsen droben durch einander gingen, sah es auch Lienhard

Wiget, der eben mit seiner Familie Obst unter den Bäumen auflas neben seinem zierlichen, wohlgebauten Hause. Alles flüchtete mit Geschrei. Die 23jährige Magd, Franziska Ulrich, ergriff das ihr nächste Kind, ein Mägdlein von 5 Jahren, rannte mit demselben ins Haus und wollte noch das Jüngste retten, welches in der Wiege schlummerte. In demselben Augenblick aber ward die Stube nächtlich finster, das ganze Haus aufgehoben, weggeschoben, fortgeschleudert, wie Franziska glaubte, in einen tiefen Abgrund. Als die Bewegung ein Ende nahm, fühlte sich das arme Mädchen hart eingeklemmt, die Füße aufwärts, den Kopf unten, über das Gesicht Blut fließen. Franziska litt keine Schmerzen; aber sie wähnte sich begraben im ungeheuren Weltuntergang, der dem jüngsten Tage vorangegangen sei; alles Lebende auf Erden hielt sie nun für vernichtet; sich allein noch im todten Reich der verwüsteten Schöpfung als die Letzte übrig, welche athmete.

Nach geraumer Zeit drang aber durch die Finsterniß das Wimmern eines Kindes. Sie erkannte die Stimme der kleinen Marianne, die sich in das Haus geflüchtet hatte. Sie selber ohne Trost, versuchte aber das Kind zu trösten, welches über Schmerzen, bald über Hunger, klagte, endlich leiser sprach und nach einigen Stunden weinend einschlief. Franziska betete. Da hörte sie Glockentöne. Sie erkannte noch das Abendgeläut am Steinerberg und bald darauf auch die Betglocke vom Dorfe Steinen. Nun ward Licht in ihrer Seele; die Welt sei noch nicht untergegangen. Es blieb noch Hoffnung auf Erlösung. Eine lange, grauenvolle Nacht verging, ehe sich die Töne der Morgenglocke am Steinerberg wieder hören ließen. Auch die kleine Marianne ließ sich vernehmen mit neuen Jammerlauten. Indem sie das Kind tröstete, drang auch Geschrei aus der Höhe zu ihr. Sie erkannte die Stimme des verzweifelnden Wiget. Nun erhob sie mit dem Kind ein klägliches Rufen um Hülfe.

Wiget stand wirklich in diesem Augenblick am Saum der Felslawine, und heulte im Schmerz um den Verlust seiner Familie laut auf. Wie er die unterirdischen Stimmen vernahm, erstarrte er vor Grausen und Freude. Dann, mit Beistand einiger Männer, schritt er zur Ausscharrung der Begrabenen. Er fand sie endlich. Er zog sie hervor, und befreite sie vom Schlamm, der jede Bewegung ihrer Leiber 14 Stunden lang unmöglich gemacht hatte. Des Kindes Schenkelbein war gebrochen; Franziska blutig und zerquetscht am ganzen Leibe. Beide jedoch sind gerettet und geheilt worden.

Noch nach einem Jahrhundert wird der Wanderer die Verwüstung des weiland glücklichen Geländes wahrnehmen, und die vom Bergsturz hinterlassene lange, breite Narbe des Gnyppenstocks, neben dem Rüfiberge. Ueber den unfruchtbaren Schutt, zwischen Felsstücken und Wasserpfützen, schlängelt sich nun der Weg von Arth gen Schwyz. Hin und wieder hebt sich ein mageres Gesträuch an todten Klippen. Eine Kapelle, ein Wirthshaus für Reisende, ein Heustall, über den Ruin aufgerichtet, tragen den Namen des verschwundenen Goldau und deuten in der Einöde auf die ehemalige Stätte desselben hin.

---

12. Der Rigi.

In einer Bergvertiefung, aber noch 4300 Fuß über dem Meere, auf dem Rigi, erbaute im Jahr 1689 ein frommer Mann, Sebastian Zay, ein Kirchlein. Er that es, damit die Hirten, welche an diesem Gebirg 3000 bis 4000 Stück Vieh in den Alpen weiden, ihrer Andacht pflegen möchten. Auch eine Wohnung, oder ein Klösterlein für einige Kapuziner, fügte er hinzu, welche daselbst des Gottesdienstes Sorge trügen, Sommers und Winters.

Als darauf der heilige Vater zu Rom (im Jahr 1696) noch reichlichen Ablaß hieher ertheilte, begann bald großes Wallfahrten zum wunderthätigen Bilde „unserer lieben Frau zum Schnee." Denn die Väter Kapuziner ließen es nicht an Ermunterung, erbaulichen Geschichten und guter Bewirthung der Pilger mangeln. Dafür floßen ihnen der frommen Gaben und Almosen viel. Es wurden Wirthshäuser gebaut. Aber den besten Tisch und den wohlgefülltesten Keller fand der Reichere bei den ehrwürdigen Vätern selbst; Wildpret, Forellen und Geflügel, italienische und Elsasser Weine fehlten nicht.

Doch noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts kannten, außer den Hirten, die dort in anderthalbhundert Sennhütten längs dem Gebirg zerstreut lebten, und außer den Pilgern wenige Reisende den Rigi. Sogar der alte Naturforscher Joh. Jak. Scheuchzer zog im Jahr 1706 auf seiner fünften Bergreise gleichgültig an ihm vorüber, und erstieg dafür lieber den gegenüberstehenden Pilatus.

Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward der Rigi, (die **Regina montium**, Königin der Berge) durch erhabene Pracht einer unermeßlichen Aussicht, die er gewährt, berühmter; und bald auch von Freunden der landschaftlichen Naturschönheiten, oder von neugierigen Reisenden, Naturforschern, und von Kranken besucht, denen die Aerzte Alpenluft oder Molkenkuren verordnet hatten. Von da an mehrten sich die Gasthäuser und ihre Bequemlichkeiten. Seit den letzten zwanzig Jahren wurden deren noch auf der sogenannten „Staffel" nur eine Viertelstunde unter dem Berggipfel oder „Kulm" und auf dem Kulm selbst gebaut, bloß 38 Pariserfuß tiefer, als die letzte Spitze des Rigi, auf welcher sich noch ein Signalgerüst, 5570 Fuß über dem Meer, erhebt. Die ehemals schroffen, oft lebensgefährlichen Pfade hinauf verwandelten sich in breite, bequeme, sichere Wege für Fußgänger

und Reiter, daß selbst Frauenzimmer, ohne Uebermüdung, ohne Furcht, hinaufwandeln mögen.

Seitdem sieht man droben in den Sommermonden das Stelldichein von Reiselustigen aus der größern Hälfte unsers Welttheils, welche Zerstreuung, oder Gesundheit, oder Belehrung, oder das Schauspiel außerordentlicher Naturwunder suchen. Der Brite begegnet da dem Italiener, der Franzose dem Russen, der Schweizer dem Amerikaner, der Spanier dem Polen, der Deutsche dem Ungar. Oft reichen kaum alle Gasthäuser aus, der Menge Obdach zu geben. An schönen Tagen werden von Karavanen der Auf- und Niedersteigenden die Hauptwege des Berges belebt. Die sonst einsamen Alpen gleichen dann einem weiten Lustgarten in der Nähe irgend einer großen Hauptstadt. Gruppen der Spaziergänger, männlichen und weiblichen Geschlechts, mit Sorgfalt und Auswahl gekleidet, zeigen sich in allen Richtungen; hier im Grase gelagert, dort einen Berg erklimmend, hier auf einer Felswand versammelt, mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen die Fernen zu mustern; dort Abschiednehmende; dort Ankömmlinge in seltsamer Reisetracht von Führern und von Trägern ihres Gepäcks begleitet. Dies bunte Getümmel, der hier entfaltete Luxus, das fröhliche Umhertreiben reicher Familien der verschiedensten Nationen, machte vor einigen Jahren sogar einen Franzosen gelustig, ich glaube er hieß Lafitte, auf dem Rigi, während der Sommerzeit ein Spielhaus zu halten, und sein Pharao, Roulette, Rouge et Noir inmitten der Alpen anzulegen. Er trat sogar schon mit der Regierung von Schwyz in Unterhandlung. Aber in der Eidsgenossenschaft erhob sich die Stimme des tiefsten Unwillens dagegen, wie gegen eine Entweihung des Heiligthums.

Die ausgezeichnet vortheilhafte Lage dieser erhabenen Gebirgsmasse, welche, abgeschieden von andern Bergen, im Umfang von zehn Stunden, und im Vorgrund der langen Kette von Gletschern,

zwischen anmuthigen Landschaften und drei schönen Seen, zu einer Höhe emporsteigt, auf welcher im Sommer noch Schnee fällt, aber nicht liegen bleibt — diese Lage ist es, welcher der Rigi einen Ruhm dankt, den ihm kein Nebenbuhler unter den europäischen Bergen mehr streitig macht. Gen Süden und Osten lagert sich vom Montblanc bis ins Tyrol die Kette der Alpen mit ihren Tausend vergletscherten Firsten, Hörnern, Zinken und Thürmen fern genug, um sie bequem zu überschauen. Gegen Westen und Norden, bis zum Jura am Himmelssaum, schweift der Blick über einen bunten Teppich von mehreren Schweizerkantonen, über Berge, Hügel, Thäler, Dörfer, Städte, Wälder, Ebenen, Seen, Ströme hin. Man denke sich einen Ueberblick von mehr, denn einem halben Tausend Geviertmeilen!

Kein Wunder, wenn in solcher Höhe der menschliche Geist sich selber erhabener fühlt. Im Wehen der reinen Alpenluft scheint das Gemüth von den Schlacken des Alltagslebens frei zu werden. — Jenes schwimmende Sprenkorn auf dem Wasser? Es ist ein durch den See ruderndes Schiff. Jener Maulwurfshügel, jene zusammengescharrten Schutthaufen in der Tiefe drunten? Es sind Dörfer und Städte, von kleinen Wesen, die wir mit bloßen Augen unmöglich erkennen mögen, die sich aber Herren der Schöpfung heißen; die sich mit Eitelkeiten brüsten, mit Leidenschaften verfolgen, mit ihren riesenhaftscheinenden Plänen und zerstörten Hoffnungen, vom ersten zum letzten Odemzug, quälen. Die armen Ameisen! In der That, ihre Kunst ist bewundernswürdig, mit der sie sich zwischen Holzsplittern und kleinen Steinen annisten; einige Sandkörner anhäufen, welche ihnen Denkmale des Ruhms für Jahrtausende dünken, und sogar von einem Ufer des Gewässers zum andern, in einer Hülse, überzuschwimmen wagen. Aber bedauernswürdig ist die Bosheit, mit der sich diese Milben einander zu vernichten und zu zertreten suchen, wie kein anderes Thiergeschlecht gegen

Geschöpfe seiner eigenen Gattung zu thun pflegt. — Ach, und wir selber auf der Berghöhe, nur der Natur, und darum schon, aus der Endlichkeit, dem Unendlichen und Göttlichen näher getreten — auch wir gehören jenem Milben-Geschlecht an. Welch ein Nichts ist unsere Persönlichkeit! Aber wie göttlich groß das Licht Gottes in uns, der Geist, dessen Strahl das Weltall, die Geheimnisse der Natur durchleuchtet, ins Ewige dringt! Auch im Thautropfen des Halms zwar spiegeln sich des Himmels Millionen Sonnen; aber der Thautropfen begreift sie nicht; sie sind ihm dunkel, wie er sich selbst.

Man hat schon die Pracht der Rigi-Aussichten so oft, und in so mannigfacherweise geschildert, daß mir nichts überflüssiger scheint, als das Vielbeschriebene wieder zu beschreiben. Ohnehin gibt es nichts langweiligeres, als Landschaftbilder mit Buchstaben gemalt. Eben so wenig möcht' ich aber auch die Merkwürdigkeit des Berges, seine Höhlen, seine Abgründe, oder seinen Pflanzenreichthum oder die Darstellung seiner Kalkstein- und Nagelfluelager der Reihe nach aufführen. Lieber will ich von dem erzählen, was in diesen reizenden und wilden Höhen jeden Wanderer bald mit Entsetzen, bald mit Entzücken anspricht; ihn, durch sein Eigenthümliches, wie in eine fremde Welt versetzt; was Sterbliche in Thälern und Ebenen nie erfahren. Es ist dies die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken; es sind dies die Zaubereien des Lichts und der Farben; es sind dies die wunderbaren Tändeleien der Natur in höhern Gegenden des Luftreichs. Dem Schiffer ist die Richtung des Windes auf dem Meer, welches er durchsegelt, kaum wichtiger, als dem der ins Gebirg steigt, die Witterung des Tags, welche nirgends plötzlichere Umschwünge hat, als eben droben, vom hellen Tagesglanz zur Dunkelheit, von der Hitze zum Frost, von schlagenden Regenschauern zum reinsten Blau des Himmels.

Vielleicht kein Punkt unsers Welttheils wäre geeigneter, die

Aenderungen und Erscheinungen der obern Luftschichten mit Bequemlichkeit zu beobachten, als das Kulmhaus, das selbst im Winter bewohnbar ist, und Gemächlichkeiten jeder Art gewähren kann. Zwar hat die Gesellschaft schweizerischer Naturforscher ein gut gearbeitetes Barometer und Thermometer hinaufgestellt; theils aber sind diese paar Werkzeuge nicht für alle Untersuchungen genügend, theils fehlt es an zusammenhängenden Beobachtungen. Wenigstens ein Jahr lang sollte dies erhabene Observatorium von einem tüchtigen Naturforscher bewohnt werden, ausgerüstet mit erforderlichen Instrumenten aller Art, täglich und stündlich die wechselnden Verhältnisse des Luftozeans zu belauschen. Welch ein ungeheurer Himmelskreis böte sich dazu dar! Das Queckſilber des Barometers spielt da gewöhnlich um 23 Zoll, auf und ab;*) mit größern und plötzlichen Sprüngen steigt es aber im Wärmemesser auf und nieder, daß es nicht selten zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande an einem und demselben Tage einen Raum von 20 bis 30 reaumürschen Graden durchläuft.

Ein gewöhnliches, den Rigigästen freilich nicht immer das angenehmste Schauspiel ist, tief unter ihren Füßen einen Wolkenhimmel ausgespannt zu erblicken, der, so weit das Auge reicht, die Unterwelt verschleiert; und hoch am Himmel wieder eine andere Wolkenschicht. In Sommergewittern geschieht es auch, daß beide Wolkenlager (ohne Zweifel von entgegengesetzten Elektricitäten geladen), einander Blitze zusenden, und der erstaunte Zu-

---

*) In den letzten Augusttagen des Jahres 1827 stand das Barometer des Rigikulms auf 22″ 9‴ 21 und 22″ 10‴ 39; am 12. Juni 1832 auf 22″ 9‴ 40; (in derselben Zeit „im kalten Bade" weiter abwärts am Rigi an dessen Südwestseite gelegen, 23″ 9‴ 8.) Am 24. Juni 1834 betrug die Barometerhöhe des Kulms 23″ 3‴.

schauer sonst nur des zur Erde niederschießenden Blitzes gewohnt, ihn aufwärts gen Himmel fahren sieht.

Meistens nach Sonnenaufgang zerreißt das in der Tiefe ruhende Wolkenmeer. Es entsteht dann in ihm allgemeine Bewegung; einzelne Stellen blähen sich langsam auf, und erheben sich ballenförmig; andere scheinen dampfend zu werden. Was davon steigt, nimmt, bei stiller Luft, einige Zeit den leisen Zug ostwärts der Sonne entgegen. Statt des bisherigen weiten, weißen Schleiers, der die Erde verbarg, liegt nun ein großes, aus Wolken gestricktes Netz unter unsern Füßen, durch dessen Maschen wir dort ein Dörfchen, hier einen Wald- und Wiesen-Fleck; in der Ferne den Silberfaden eines Stroms, in der Nähe eine Stadt hervortreten und wieder verschwinden sehen.

Nie aber sind die Bewegungen der Gewölke auffallender und überraschender, als während der Vorbereitungen zu einem Gewitter. Inmitten der klarsten Luft gewahrt man das Werden eines blassen Dunstes; der wird Wolke. Aus Felsklüften steigen gespensterhaft weiße Nebel hervor, und schleichen still, längs Bergwänden hin, aber in den verschiedensten Richtungen; die einen senken sich, die andern kriechen aufwärts. Einige weichen einander aus; andere verbinden sich eilfertig. Sie scheinen beseelt zu sein, und Verabredungen zu treffen, um den Aufruhr der Natur zu erregen. Es reißen sich bald vom Rigi, und bald drüben vom Pilatus, einzelne tiefergehende düstere Wölkchen los, und ziehen nordwärts; oder es kommen deren von Norden her, vom Jura und Schwarzwald, wie abgesandte Boten, gegen das Hochgebirg der Alpen. Wer weiß von ihren Verrichtungen? — Mehr denn einmal belauscht' ich das Zusammentreffen der Zugwölkchen aus verschiedenen Gegenden. Ich bemerkte einigemal, daß eine kleine Wolke, dem Rigi zu, dahersegelte; dann in seiner Nähe über dem finstern Spiegel des Luzernersees stillstand, bis ein

Nebelgebilde aus irgend einer Schlucht des Berges hervorschlich und dem Ankömmling entgegen schwamm. Wie beide sich gegenseitig näherten, verwandelten sie ihre Gestalten. Bald streckten beide einander lange Nebelstreifen entgegen, die sie aus sich hervorspannen; bald bot nur eine der Wolken ihren bleichen, dunstigen Arm dar, und zog ihn, bei unerwiedertem Gruße, seitwärts gekrümmt zurück. Offenbar treiben, im Gewande der Wolken verborgen, elektrische Kräfte ihr räthselhaftes Spiel, bis sie, als donnernde Flammenstrahlen, aus ihnen hervorstürzen.

Ein prachtvolles, wenn auch Grausen erregendes Gewitter erfuhr ich, da ich vom Ufer des Waldstätterses bei Wäggis (23. Juni 1834) den Rigi hinanstieg. Beim reinsten blauen Himmel ward die nachmittägliche Wanderung begonnen. Um die Kuppe des Pilatus flatterten lichthelle Wölkchen. Südwestlich trübte sich allmälig der Himmel; je höher ich stieg, je weiter rückte die düstere Bedeckung dem Rigi, wie eine wandernde Mauer, zu. Als ich mich schon in der Nähe der Alpen befand, welche das Kaltbad umgeben, und der Rigi noch im Sonnenglanz stand und der helle Himmel über ihm, sah ich mit Erstaunen, mir gegenüber, plötzlich die ganze lange Gebirgskette sammt ihren Silberfirnen, selbst den hohen, nachbarlichen Pilatus, verschwunden. Statt dessen erhob sich vom flimmernden Spiegel des Vierwaldstätterses unter mir, bis zum Himmel, wie eine schwarze Wand, die finstere Nacht. Den obern Saum derselben bildete ein schwefelgelber Schimmer. Ich stand, im Genuß des vollen Sonnenscheins, still, und starrte überrascht das Räthsel an. Es erklärte sich nur durch den dichtesten Regenguß, der eine düstere Wand vor mir bildete, und durch das dahinter gelegene Hochgebirg Unterwaldens und Uri's blauschwarze Färbung annahm. Den gelben Saum der Höhe schufen im Regengewölk gebrochene Sonnenstrahlen.

Die vom Tage glatt abgeschnittene Nacht rückte mir über den

See immer näher. Die Sonne verlor sich. Im Doppelschritt eilt' ich die Alp hinan. Aber aus der Thalschlucht wälzte sich, einer fallenden Lauine ähnlich, eine graue Masse Nebels, bergab dem See zu. Ein stürmischer Windstoß, schneidend kalt, flog ihr voran. Bald war ich im feuchten Duft verloren. Plötzlich stürzte schwerer Regen nieder. Blitze flammten. Alle Felsen leuchteten auf, indem sie von Donnerschlägen wiederhallten. Ich flüchtete in eine der Sennhütten. Der Hirt, ein baumstarker Schwyzer, den siebenziger Jahren nahe, oder schon darin, bekreuzte und segnete sich, bei jedem Wetterschlag, mit leisem Gebet; dazwischen plauderte er aber ganz gelassen. Es ward endlich so finster, daß man einander nur noch in Dämmerung sah. Der greise Senne schüttelte den Kopf. Das hatte er vielleicht selber nicht oft erfahren. Nach einer Viertelstunde aber war das Schauspiel aus. Ich machte noch einige hundert Schritte weiter, zum Gasthofe des kalten Bades.

Dieses dankt seinen Namen einer kalten Quelle, die aus dem Geklüft aneinander gelehnter Nagelfluehblöcke hervorbrodelt. Ihre Temperatur beträgt ungefähr 5 reaumürsche Grade*), mit geringem Abwechseln. Romantisch ist ihre Umgebung, ein enger Kreis von Felsentrümmern, überwachsen von Tanngestrüpp, mit schmalem Eingang und Ausgang zwischen Felsen. Das innere Plätzchen bildet zugleich den Vorhof einer kleinen Kapelle zwischen den Felsblöcken. Sie ist von innen mit geschmacklosen Votivbildern behangen, und mit Beschreibung der Sage, daß drei von einem Vogt verfolgte schöne Schwestern in diese Wildniß flüchteten, geleitet von Engeln. Darum trägt die Quelle den Namen des Schwestern-

---

*) Wahlenberg fand die Quellentemperatur im Jahr 1812 am 4. Juni: 6°, 3 Celsius; am 6. Juni: 6°, 4; am 11. September: 6°, 6. — Hr. Kämtz, Prof. der Physik zu Halle im Jahre 1832 am 13. Juni fand sie 6°, 31 Celsius und am 11. Juli 6°, 20.

borns. Sie wird erst seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von Hirten und andern Nachbarn des Rigi als Heilbad und Gesundbrunnen benutzt.

Das Gasthaus des kalten Bades, eine halbe Stunde unter dem Kulm gelegen, in der Nachbarschaft prächtiger und wechselnder Gebirgsparthien und Alpen, gibt natürlich nicht die unermeßliche Aussicht des Kulms, aber eine dem Auge wohlthuendere vom Felsenvorsprung des „Käntzli" über den See der Waldstätte, wo er sein weites Wasserkreuz zwischen blühenden Ufern ausdehnt.

Wunderhafter noch ist bei heiterm Sonnenuntergang das seltsame Lichtspiel der gegenüberstehenden Viznauer Flue des Rigi. Es ist dies eine schroffe, braunröthliche Felswand des Nagelfluelagers, welche hoch über den See heller erglänzt, wenn dieser drunten schon in abendlichen Schatten zu verschwimmen beginnt. Der Glanz wächst dann, in blasser, bald in dunklerer Röthe, bis sich die ganze Bergwand entzündet und uns, gleich einer ungeheuern Kohlenglut, anstrahlt, die selbst in den vorüberschwebenden Nebel ihren Wiederschein wirft. Man vergißt in der Selbsttäuschung den Untergang des Tagsgestirns, und erwartet den Ausbruch einer aus Lohe und Glut der Felsen hervorlodernden Flamme. Langsam steigen dann aber, aus dem Abgrunde, da und hier, blaue Farbenlichter in breiten Banden. Sie wechseln mit dem brennenden Schimmer des Gesteins. Was zuvor flache Felswand gewesen, schwillt theilweis heraus und gewinnt halbrunde, thurmförmige Auswüchse, einer alten Burg ähnlich. Auch diese neuen Gestaltungen, und die glutrothen und blauen Strömungen, bleiben nie lange dieselben. Falber wird nach und nach das Rothlicht; es erlischt allmälig im überschwimmenden Blau, bis dieses selbst schattenhaftes Grau wird.

Vom Kulm herab ein schöner Sonnen-Aufgang oder Niedergang gesehen, läßt dem Gedächtniß und Gemüth einen unvertilgbaren

Eindruck. Man hat Geburt und Tod einer Welt gesehen; eine zauberhafte Feerei, die uns umgaukelt, die wir nicht glauben und nicht läugnen können. Es malt kein Maler die blendenden Goldflammen, welche von zehn bis zwölf Seen nah und fern, in grüner Tiefe, zerstreut emporstrahlen; keiner das zarte Rosenlicht der Gletscher, sein Kommen, sein Sterben.

Oft, wenn der Himmel von leichten Gewölken bedeckt ist, und der Wiederschein der Sonne aus einem der entfernten Seen heraufblitzt, bilden sich über demselben und um ihn in Nebeln blendende Glorien, in rothen, gelben und blauen Farbenlichtern.

Aber gewöhnlicher, wenn auch nicht alltäglich, und prachtvoller zugleich, sind die sogenannten „Apotheosen" oder „Verklärungen," welche, meines Wissens Bouguer und de la Condamine im Anfang des vorigen Jahrhunderts, in Südamerika auf dem Gebirg Pambamarca, zuerst gesehen und beschrieben haben, die dann auch auf dem Aetna in Sizilien und auf andern Bergen, erblickt wurden. In der Schweiz nennt man solche Erscheinungen einfach Nebelbilder. Sie zeigen sich von Zeit zu Zeit, wie auf dem Rigi, so auf dem Weissenstein bei Solothurn und auf andern Höhen. Sie treten nur dann vor das erstaunte Auge, wenn man auf einer schroffen Felswand über ihrem Abgrund steht, und ein dichter, feuchter Nebel aus der Tiefe steigt, auf welchen der Schatten der Person fallen kann, in deren Rücken die Sonne leuchtet.

Dann schwingt sich um das Schattenbild des Sehers ein Regenbogen, in allen sieben Farben schimmernd; zuweilen ein zweiter noch, wenig von diesem entfernt, über demselben herum, der aber schmäler und weißlich ist. Die Farben des innern Bogens, vom dunkeln Purpur seines untern Randes bis zum Flammenroth des äußern Saums, strahlen so brennend, daß das Auge manchmal oft die Stärke des bunten Lichtglanzes nicht zu ertragen vermag

Wohin man geht, folgt auch der umstrahlte Schatten und immer wandelt dieser im Mittelpunkt des ihn umlodernden Farbenkreises. Je näher die Nebel stehen, um so schärfer sind die Umrisse der Schatten darin; alle Anwesende erblicken sich neben einander mit ihren verschiedenen Bewegungen. Sind aber Wolke und Schatten entfernter, so nimmt Jeder darin nur die eigene Gestalt wahr, und niemals die des Nachbars. Reicht er diesem die Hand, so sieht er nur die Bewegung des eigenen Arms. Jedem also erscheint dann ein anderer Farbenbogen auf seiner Stelle.

Von flüchtiger Dauer ist das Nebelbild mit seiner Pracht, welche an die Verklärung auf Tabors Höhen mahnt. Sie währt oft einige Minuten, oft mehrere, bis die Sonne verhüllt, oder der Nebel entführt wird. Zuweilen sind diese Erscheinungen sehr weit vom Zuschauer entfernt; dann aber undeutlicher.

---

13. Am Zuger- und Aegerisee.

Der kleinste der eidsgenössischen Staaten ist Zug, dessen Gebiet nur fünf bis sechs Geviertmeilen umspannt, dessen Bevölkerung von 14,000 Seelen höchstens einer der mittlern Städte Deutschlands oder Frankreichs gleichkömmt. Allein diese Bevölkerung lebt so harmlos und glücklich in seinem altherkömmlichen Glauben, in seiner von den Vätern ererbten Freiheit und bei seinen ländlichen Beschäftigungen, daß sie von den Bürgern mancher Stadt beneidet werden dürfte; und das Ländchen selbst ist nichts Anders, als ein großer Baumgarten, über Hügel ausgespannt, worin verwitternde Ruinen alter Burgen, ländliche Wohnungen mit ihren Laubgängen, Dörfchen, um ihre Kirchen malerisch versammelt, Reiz und Leben der landschaftlichen Szenerie vergrößern. Auch ein paar liebliche Seen fehlen nicht.

Hier spricht die Natur in sanfter Majestät. Der zitternde Glanz eines Sees, der sich vier Stunden weit bis in den Schoos des dunkeln Hochgebirgs ausfaltet, wird von sanft anschwellenden Hügeln und Bergen umkränzt, unter denen viele mit üppiger Waldung, andere mit Reben bekleidet sind. Das anmuthige Gelände wallet ringsum amphitheatralisch auf, bis die Ppramiden des Rigi und Pilatus, die scharf geschnitten in den blauen Himmel hineinragen, den Vorgrund der Alpen und Gletscher bilden. Aus hoher Ferne schauen das Finsteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, Eiger, Mönch und Jungfrau, Tschingli- und Gespaltenhorn hernieder. Man weiß nicht, ob sie zur Erde oder zum Himmel gehören. Die Pracht der Oertlichkeit, das reiche Laubwerk der Waldgebüsche, die über dem Seespiegel schwebenden Segel, die Fülle und Mannigfaltigkeit des Schönen, welches, so weit das Auge reicht, uns in frischen Tinten, zumal bei Morgen- und Abendbeleuchtungen, entgegenglänzt — Alles hat hier eigenthümlichen Zauber.

Wer sollte glauben, daß dieser freundliche See seinen Uferbewohnern schon mehr, denn einmal, fürchterliches Unglück bereitete? Er ist am Fuß des Rigi 1200 Fuß tief; bei der Stadt Zug nur kaum 200 Fuß. Hier aber, wie anderswo, unterfrißt er allmälig, wie es scheint, sein Gestade.

Schon einmal im Jahre 1435, wie die Chroniken erzählen, vernahm man an einem Nachmittag um 5 Uhr (den 4. März) durch das ganze Städtchen schreckliches Gekrache. In der dem See zunächst gelegenen Straße warf der Erdboden Spalten. Häuser rissen aus einander. Die Leute flüchteten aus den Wohnungen; andere wollten noch Habseligkeiten retten. Aber in wenigen Minuten versanken zwei Straßen mit Grund und Boden in den See. Ueber Thürme und Mauern schlugen die Wellen

zusammen. Sechsundzwanzig Häuser lagen von der nassen Tiefe verschlungen und bis auf die Spur ihres Daseins verschwunden. Fünf und vierzig Menschen, noch in den Wohnungen, wurden mit in den Abgrund gezogen. Ihrer keiner konnte gerettet werden; nur ein Mann schwamm empor gegen das Ufer, und einen Säugling in seiner Wiege trieben die Wellen heran.

Weder so groß, noch ähnliche Gefahren bringend, wie der Zugersee, ist ein anderer im Kanton, der Aegerisee. Er liegt inmitten eines romantischen Thals, von mehrern Ortschaften in einem Umfang von vier Wegstunden umgeben. An seiner Morgenseite zieht sich zwischen allmälig aufsteigenden Waldbergen und Waldströmen ein geräumiges Wiesenland von den Höhen nieder. Dies ist der durch die Freiheitsschlacht der Schwyzer im Jahr 1315 berühmt gewordene Morgarten. Man kennt diese Schlacht aus zahllosen Beschreibungen; auch wie sich fünfzig verbannte Jünglinge von Schwyz zu ihr drängten, um sich durch Tapferkeit wieder Gnade und Heimkehr ins Vaterland zu verdienen. Man weiß, wie die Eidsgenossen ihr Anerbieten verwarfen, und nicht mit Bestraften gemeinsam streiten wollten, die dann aber abgesondert kämpften und durch ihr Heldenwerk den Zorn ihrer Landsleute versöhnten. Doch weniger weiß man von der Ursache, derentwillen sie aus dem Lande verbannt worden waren. Laut einer noch im Volke lebenden Sage, war es folgende:

Zu Steinen im Lande Schwyz, wo Werner Stauffacher mit seiner heldensinnigen Gattin lebte, wohnte ein schönes Mädchen, um dessen Gegenliebe mehr als ein Jüngling des Ortes und der Nachbarschaft warb. Nach alter, in den Schweizergebirgen einheimischer Sitte, wollten einige der jungen Leute einst dem Mädchen ihren nächtlichen Besuch abstatten, oder, wie man es nennt „kilten“, um, in traulichen Gesprächen, der Schönen Gunst zu gewinnen. Da sie aber sahen, ihnen sei schon ein glücklicherer

Nebenbuhler zuvorgekommen, forderten sie ihn heraus, daß er, wie üblich, im Kampf den Preis der Minne durch Mannesmuth verdiene. Er, die Achtung der Geliebten für sich zu erhöhen, säumte nicht, zu erscheinen. In der Finsterniß begann das Ringen und Schlagen. Am Morgen fand man den unglücklichen Jüngling unter dem Fenster der Geliebten todt. Es war nicht leicht, den eigentlichen Urheber dieses Unglücks zu erfahren. Selbst über den, welchen man endlich dafür hielt, entzweite sich das Blutgericht; es fielen gleichviel Stimmen für seine Unschuld, wie für seine Bestrafung mit dem Tode. Der Landammann mußte entscheiden und er entschied für die Hinrichtung des Verklagten. Sie geschah. Nun aber athmeten die Freunde des Unglücklichen Rache. Sie vereinten sich mit denen, die von der politischen Gegenpartei des Landammanns waren. Sie tödteten diesen, als er eines Tages von Schwyz nach Steinen ritt, und legten seinen Leib auf einer, und das davon getrennte Haupt auf der andern Seite der Straße. Dann entflohen sie. Das waren die Verbannten!

Reicher an Sagen und seltsamen Ueberlieferungen sind aber die Umgelände des schönen Zugersees. Wer nur alle hören und wiedererzählen könnte, eh sie aus dem Gedächtniß des Volks, bei gesteigerter Bildung desselben, ganz verschwinden! Sie geben das treueste Bild vom kindlichen Geistesleben eines vergangenen Zeitalters, wo der Mensch inmitten von Wundern wandelte. — Nur Greise erzählen noch von wunderlichen schwarzbraunen „Schrätteli", Zwergen und Erdmännchen, oder Bergmännchen, kleinen eigensinnigen, launenhaften Geschöpfen, die dem Menschen bald zur Hülfe, bald zur Plage sind. Zwischen Gestrüppen und Felsenlöchern schlüpfen sie hervor und verschwinden sie; haben Riesenstärke und Vogelschnelligkeit; besitzen Gold und Diamanten im Ueberfluß und gebrauchen sie nicht. Gesegnet ist die Hütte, wo

sie einkehren und Speise verlangen; Schweinefleisch besonders ist ihre Leckerei. Keinen Dienst lassen sie unvergolten.

Eines Tages kam im Dorfe Walchwyl, das am Zugersee unter einem Kastanienwald am Gebirge liegt, ein winziges Erdmännlein zur Hebamme. Seine Geliebte litt in Kindesnöthen. Die dienstwillige Amme folgte. Der Kleine führte sie durch Gebüsch und Gestein bergauf zur schattigen Schlucht der „kalten Hölle". Von hier ging's in eine Felsenspalte hinein, die bald sich zur hohen Halle erweiterte, hell erleuchtet von unterirdischem Licht; links und rechts sah man goldene Pforten von Nebengemächern. Der braune Zwerg führte die Amme in eins derselben, wo die leidende Schönheit in einem prachtvollen Bettchen lag. Das Geschäft ging glücklich von statten. Die kunstverständige Walchwylerin erwartete großen Lohn. Der kleine Mann gebot ihr, die Schürze zu erheben, als wollte er sie reichlich füllen. Aber statt des Goldes schüttete er ihr nur Kohlen hinein. Sie wagte nicht, ihren Verdruß zu zeigen und wurde von ihm wieder ins Freie hinausgeführt. Unterwegs ließ die Unzufriedene nachlässig von den Kohlen fallen. Flugs stand das Männchen neben ihr mit aufgehobenem, warnenden Finger und sagte: „Verachte die Gaben der Unterirdischen nicht!" — Sie wandte sich verdrossen von ihm, und warf die letzten, wenigen Kohlen zu den andern auf den Küchenherd. Aber siehe, da blitzten diese im blendenden Glanz aller Regenbogenfarben; es waren edle Steine. Sie sammelte die wenigen, trug sie in die Stadt zu Kennern und vernahm, der Kohlenstoff wäre nun Diamant. Umsonst suchte sie nach allen übrigen, die sie unterwegs hatte fallen lassen, als sie vom Palast des Berggeistes gekommen war. Keine Spur ließ sich davon erblicken.

Auf einer kleinen, von den Armen des Lorze-Stroms umfaßten Insel, unweit Cham, liegt das Nonnenkloster Frauen-

thal. Sogar zu den frommen und schönen Cisterzienserinnen erblödeten sich die Erdmännchen nicht in die Zellen zu steigen, und ihnen Blumen zuzutragen, oder boshaft die Schleier zu verstecken. Aber als die Himmelsbräute, zur Zeit der Reformation, auf den bösen Einfall geriethen, in die Freuden der Welt zurückzukehren, verschwanden die freundlichen, unterirdischen Gesellen. Statt dessen hatten sie eine Erscheinung anderer Art, von der sie so in Schrecken und Furcht gejagt wurden, daß sie von Herzen gern katholisch und im Kloster blieben. Denn allnächtlich stieg an ihren Zellenfenstern eine gräßliche Gestalt auf, und gaffte mit großen, wilden Augen hinein. Der Kopf hatte struppiges Haupthaar, einen zottigen Bart, und was das ärgste war, drei große Nasen im Gesicht. Aebtissin und Klosterfrauen thaten Gelübde und Eid, nie wieder den Einfall zu haben, das Kloster zu verlassen.

Die ganze Geschichte dieser schreckenvollen Begebenheit war aber ein frommer Spaß, nicht der Erdmännchen, sondern einiger damaliger Rathsherren von Zug gewesen. Man pries, wie billig, den glücklichen Gedanken dieser geistreichen Männer, und verewigte das Gedächtniß solcher That zur Warnung für alle weltlüsterne Klosterfrauen. Denn so oft, von da an, der große Rath des Kantons in der Stadt Zug versammelt ward, sah man vor den Fenstern seines Saales jene scheußliche Gestalt, „den Guardian," zur Schau gestellt. Dies geschah bis zum Jahr 1798. An demselben Tage trug man vor dem, durch die Stadt ziehenden, großen Rath das Bild einer Cisterzienser-Nonne in Prozession her; während die Aebtissin von Frauenthal vor die Hausthüre jedes Rathsherrn ein Bund Stroh legen lassen mußte. Das Kloster kaufte sich endlich von dieser eben so kränkenden, als lächerlichen Uebung, durch Zahlung einer jährlichen Geldsumme, los.

14. Im Berner Oberlande.

Am Fuße des nahen Alpengebirgs, an den Ufern seines schönen Sees, steigt das Städtlein Thun, wie aus den Wellen hervor, und umringt mit seinen Gärten und Gebäuden malerisch eine siebenhundertjährige hochgethürmte Grafenburg. Gigantische Bergreihen, die einen die andern in allerlei Gestalten übergipfelnd, schweben wie Duft, links und rechts, und am Hintergrunde des Sees, um sich in dessen hellem Spiegel zu sehen. Voran steht die Felsenpyramide des mehr denn 7000 Fuß erhabenen Niesen, und unfern demselben stellt sich das zerklüftete Stockhorn, düster und mürrisch, der glänzenden Schaar der Gletscher- und Alpenkulmen voraus.

Dem Wanderer, welcher an das von ihm gesehene Thun zurückdenkt, wird in der Erinnerung die ganze Pracht des bernischen Hochlandes oder „Oberlandes" wieder lebendig. Er übersieht sie da mit einem einzigen Blick, aber nur wie den zusammengedrängten Hauptinhalt im Register eines Buches. Die himmelwärtsstrebenden Zinken der Groß- und der Breit-, der Alt- und Weiß-, der Dolden- und Gelten-, der Jungfrau-, Eiger-, Schreck- und Wetterhörner, und welche Namen sie alle führen mögen, stehen gleichsam nur als Zahlen da, die Seiten des großen Naturbuches zu bezeichnen.

Das ist der eigenthümliche Reiz, mit welchem die Natur, vor andern Gebirgsländern, die Schweiz schmückt, daß sie, mit sinnreicher Laune, ihre wollustathmenden Zaubergärten unmittelbar an den Rand grausenvoller Gebirgswüsten legt, und mit dem buntesten Farbenschmelz der Alpenflora den ewigen Schnee des Gletscherwinters umkränzt. So lagert sie, dicht vor den düstern Schlünden, durch welche der Eingang zu den oberländischen Hochthälern und zu den stummen Einöden der Eiswelt ist, das kleine Paradies

von Unterseen oder Interlaken; — ein ebenes, idyllisches Thal, zwischen zwei geräumigen Seen, dem von Thun und Brienz; umarmt von ungeheuern Bergen, die hier aber ihre schreckhafte Größe mit Anmuth umhüllen. Der junge Strom der Aar rinnt von einem See zum andern durch das Gelände, welches mit seinen Gebüschen, ländlichen Hütten, Gärten, Prachtgebäuden und Wiesen, bei jedem Schritt ein neues Bild herzaubert. Trümmer der Burg Unspunnen strecken seitwärts aus verwildertem Gesträuch ihren grauen Thurm hervor, der, wie ein abgeschiedener Geist der Vorzeit, in das Leben des fröhlichen Thals fremd hineinschaut. Während der Sommerzeit sind die zwei kleinen Städte dieser Landenge von Reisenden aller Nationen übervölkert, sei es zum Genuß der Molkenkuren, oder von hier aus die Wunder des Hochgebirgs zu suchen.

Wollt' ich die lange Reihe der letztern aufführen, würd' ich diese Blätter zu einem dürren Katalog machen müssen. Hier ist die betretenste Heerstraße aller Lustwanderer, die das Oberland sehen wollen. Durch das Thal von Lauterbrunnen, von dessen Felsenwänden zwanzig Wasserfälle herabstürzen, unter ihnen 900 Schuh hoch der vielgepriesene Staubbach, geht der gewöhnliche Zug der Gebirgswallfahrer zur Wengern-Alp. Denn dort, wo sie in öder Höhe ein wirkliches Haus empfängt, steigt, ihnen gegenüber, aus schrecklichen Abgründen, die Jungfrau empor in ihrem Eis-Talar, 12,852 Fuß hoch über dem Meer. Man steht jedoch von ihr durch eine gewaltige Schlucht geschieden, und sieht gefahrlos darin jene Lauinen verschwinden, welche die Sonnenwärme fast täglich von ihren weiten, blendenden Firnen löst. Das Murmeln eines fernen Donners verkündet den Fall der mächtigen Massen, die dem Auge wie stäubende Schneebälle erscheinen, welche von beschneiten Dächern rollen. Vom Anblick des außerordentlichen Schauspiels wendet sich der Zug der Bergpilger zu dem der Zwil-

lingsgletscher, welche drunten im fruchtbaren Thal von Grindelwald zwischen zerrissenen und eisbelasteten Felswänden hervorzuquellen scheinen. Noch vor kaum dreihundert Jahren führte dort ein offener Paß mehrere Stunden Wegs über das Gebirg ins Wallis, von wannen selbst Kindtaufen und Hochzeitsleute zur Kirche nach Grindelwald kamen. Heut ist Alles von unvergänglichen Eislagern verrammelt, deren überfrorne, tückische Spalten das Grab des Kühnsten werden können. Nicht jeder kann vom Glück reden, wie der Grindelwalder Wirth Christian Bohren, im Jahre 1787, der, als er zum Gletscher zwischen dem Wetterhorn und Mettenberg hinaufging, das Eis unter seinen Füßen weichen fühlte, und in eine Spalte, 64 Fuß tief, hinunterstürzte. Mit gebrochenem Arm lag er unter dem ungeheuern Eisgewölbe am Boden, ein Lebendigbegrabener. Nur das abfließende Wasser zeigte ihm in der Finsterniß einen Weg der Rettung. Er folgte dem Lauf desselben, auf Bauch und Knieen, unter Todesangst und Schmerzen sich fortschleppend, und erblickte mit Entzücken das Tageslicht wieder.

Das Thal von Grindelwald, mit seinen Hütten von Kirschbäumen beschattet, mit seinen dunkelgrünen Wiesen, da und hier von kleinen Beeten unterbrochen, die mit Roggen und Gerste besäet sind, mit der erhabenen Wildheit der Felsenberge und Firnen, die sich in den Wolken des Himmels verirren, macht alle Schönheit des gefeierten Chamounythals vergessen. Mancherlei Fußwege führen hinauf in die höchsten der Alpen, auch zu der höchsten aller menschlichen Wohnungen unsers Welttheils. Bisher hatte dafür das Hospiz auf dem St. Bernhardsberge (7680 Fuß über dem Meer) gegolten; seit dem Jahr 1832 aber nicht mehr. Denn 8140 Fuß erhaben über dem Meer, am Gipfel des Faulhorns, liegt auf verebnetem Platze, ein drei Stock hohes Gasthaus, mit allen Bequemlichkeiten für Reisende ausgestattet. Nord-

wärts verdämmert ihnen da in der Tiefe alles Land weit umher; südwärts, wohin die Fenster der Zimmer, des Gesellschafts- und Speisesaals, gerichtet sind, hat es das Auge nur mit Eismeeren und einsamen Felsgipfeln der höchsten Berge zu thun. Man sieht die aus dem Abgrund der Ur-Meere hervorgebrochenen, durch unbekannte Gewalten himmelwärts gehobenen Eingeweide des Erdballs, wie sie in schauerlicher Zerstörung erstarrt und leblos daliegen. Der Mensch verschwindet auf diesen Weltruinen, neben welchen drunten der Lämmergeier in den Lüften, wie ein verlorner Käfer, schwärmt.

Ein anderer Fußweg, und gewöhnlich schlagen ihn die Lustwanderer ein, leitet über die Alpen der großen Scheidegg, neben dem gewaltigen Gebirgsstock des Wellhorns vorüber, welches in seiner blendenden Eisschaale fast zehntausend Fuß hoch ragt. Der Roselavigletscher, zackig und zerrissen, hängt zwischen ihm, dem Stelli- und Engelhorn, vom Kamm des Gebirgs herunter. Seitwärts, in wilder Waldschlucht verloren, rinnt eine Schwefelquelle neben einigen hölzernen Gebäuden, dem Badeort benachbarter Landleute. Jenseits der Scheidegg gelangt man, auf rauhem, oft jähem, bald von Giesbächen zerrissenen, bald von Bergfällen überschüttetem Pfade, zum Anblick des lachenden Haslithales und seines majestätischen Wasserfalls. Dieser verbreitet seinen dumpfen Donner weit über das stille Gelände. Der Reichenbach stürzt in dreifachen Absätzen von Felsenbecken zu Felsenbecken. Den Abgrund, in welchen er sich schäumend verliert, umschweben ewige Gewölke.

Der Hause der Reisenden eilt mit flüchtigem Blick, den er den wilden Herrlichkeiten des Haslilandes gönnt, vorüber. Hier aber, wie irgendwo im Schweizerlande, wär' es der Mühe werth, zu verweilen und die einsamen Hütten und Dörfer des Gebirgs zwischen ihren Schneegebieten zu besuchen, so wie die Bergschlünde

und die Stromstürze, die Irrgarten der Felsen, wo Alles dem Wanderer ein schönes Grausen anhaucht. Man lebt da unter den Nachkömmlingen der alten Einwanderer aus fernem Norden, einem biedern, schönen Volksschlag. Zwar die alten Sagen und Sänge des kalten Skanziens sind längst in diesem „Weißlande" verklungen; aber die Poesie des Volkes ist darum nicht ganz erloschen. Mit schauerlichem Glauben wird noch dort und hier von Wesen wunderbarer Art gemeldet, welche über den Firnen-Wüsten wandeln, oder in den Heimlichkeiten der Felsenschatten schleichen. Dort erscheint zuweilen noch dem Senn am Eisgewölbe des Gauligletscher-Doms das tückische Gauliweibchen, von einem schwarzen Hündlein begleitet. Dort lockt noch zuweilen ein überirdisches, reizendes Gaismädchen, auf dem Grath des Hasliberges, den jungen Hirten mit ihrer Liebe. Aber seit einer der Jünglinge unter dem Saum ihres Gewandes statt der Füße, dünne Ziegenbeine erblickte, muß sie ungeliebt verschmachten. Dort wandelt im Hintergrund des hohen Gentelthals schwermüthig das holde Engstlenfräulein. Es ruht ein Fluch auf ihm; wer ihn zu lösen wüßte, wär' ein glücklicher Sterblicher.

Die Mythologie der Alpen hat ihren eigenthümlichen Zauber. Aus den einfachen Lebensverhältnissen der Jäger und Hirten des Gebirgs hervorgetreten, athmet sie deren Gemüthlichkeit, Frommsinn, kindliche Einfalt und Schalkheit. In den Ländern der Ebene mögen sich Riesen gestalten; aber neben tausend Klafter hohen Felswänden und Eiskolossen würden die Gewaltigsten der Riesen kleinlich erscheinen. In den Bergen wohnen nur Elfen, oder weibliche Wichtlein, deren Tänze im Mondschein der Frühlingsnächte fruchtbare Jahrgänge, deren Wehklagen und Trauern Stürme, dürftige Ernten oder Unglück von Bergfällen und Lauinen verkünden. Ihre zarte, kleine Gestalt verhüllen sie in lange nachschleppende Mäntel, daß kein Sterblicher darunter ihre Gänsfüß-

chen entdecke. Die Bergmännlein oder „Schrätteli“ sind winzige Zwerge, die sich gern mit Hirtenfamilien zu schaffen machen. Bald necken sie schadenfroh, bald leisten sie unerwartete Hülfe. Sie führen die Gemsen zur Weide, deren Milch ist ihre Nahrung; der Krystall der Höhlen ihr Schmuck. Ihr geheimes Treiben lassen sie ungern belauschen, und nie bleibt es ungestraft, wenn man ihre Gutmüthigkeit durch Muthwillen überlistet. Furchtbarer aber denn Alles, ist Aelternfluch oder Verwünschung des Landes. Der Fluch reißt Felsen von den Berggipfeln und begräbt mit ewigen Gletschern Gefilde der Alpen, die sonst den Rinderheerden reiche Weide gaben. In abgelegenen Klüften brütet wüstes Gewürm. Da fährt der geflügelte Drache aus nach Beute, und reißt bei seinem Ausbruch Quellen auf, die, als Waldströme, Bäume und Steine in die Thäler niederreißen. Da nistet unterirdisch das schlangenartige Unthier, „Stollwurm“ genannt, mit dickem, wenige Schuh langem Schlangenleib und rundem Katzenkopf, vorn mit zwei kurzen Klumpfüßen versehen. Zuweilen trägt der Scheitel ein kronenartiges Gewächs. Nur in trockenen Sommern erscheint der Stollwurm; lagert sich auf das Heu der Alpenställe, oder sonnet sich auf Steinblöcken. Und nicht nur in den Alpen, sondern auch im entgegengesetzten Gebirg des Jura, und zwar in dessen höhern Regionen, wird er von Zeit zu Zeit gesehen. Merkwürdig ist's, von dort, wie von hier, sind die Beschreibungen des fabelhaften Thiers so übereinstimmend, daß selbst Naturforscher fast in Versuchung geriethen, an das Dasein einer unbekannten Thierart des Hochgebirgs, an eine Art gigantischer Eidechsen zu glauben, die nur selten hervorschleiche. Indessen hat man vergebens beträchtliche Preise schon für den ausgeboten, der einen Stollwurm todt oder lebendig herbeischaffen könne.

Des Hasli's Hauptort, Meyringen, in reinster, milder Luft, bei 2000 Fuß über dem Meere, in fruchtbarer, geräumiger Thal-

ebene, zwischen Gärten, Fruchtfeldern und Wiesen und Wäldern und Wasserfällen der Bergabhänge gelegen, verdient durch seine Anmuth Sommersitz des wandernden Gebirgsmalers, Sittenbeobachters, Naturforschers, oder auch nur des Liebhabers der Seltsamkeiten und Herrlichkeiten des Alpenreichs zu sein. Hier wohnt er dem ungeheuern Gebirgsknoten nahe, den der Gotthardsberg, von Granit, geschürzt hat, und von welchem, nach allen vier Weltgegenden, lange Bergketten ausstrahlen, die sich erst in Frankreich, Ungarn und Italien niedersenken. Hier ist der Mittelpunkt von acht bis zehn Fahr-, Reit- und Fußwegen, welche zu den umliegenden Kantonen und den merkwürdigsten Erscheinungen der Alpen führen. Am meisten wird die Grimselstraße bewandert und gepriesen. Darum will ich nicht den neben ihr gelegenen Aarfall bei der Sennhütte Handeck von neuem schildern, der da seine Wasserfälle in einen finstern, mehr denn hundert Schuh tiefen Abgrund stürzt. Was ihn eigentlich wunderschön vor ähnlichen Katarakten auszeichnet, ist nicht seine Tiefe, oder sein erschütternder Donner, nicht das Gewoge und Gebrodel des Abgrundes und die Wildheit seiner Umgebung. Wie gefahrlos man auch das große Schauspiel betrachten kann, sei es von oben, wo es beginnt, oder drunten, wo es zermalmend endet, — ohne Schauer des Schwindelns und Entsetzens sieht man es nicht. Aber einzig ist der Anblick, wie in den blitzenden Schaumbogen des Aarstroms ein zweiter Wasserfall, vom Aerlibach gebildet, seitwärts hereinfällt, und sich mitten in der Luft mit ihm zusammenschließt. Und beleuchtet die Mittagssonne das Spiel der schwebenden Wellen und der Wasserstaubwolken: so bilden die gebrochenen Strahlen des himmlischen Lichtes ein Feuerwerk, von allen Farben des Prisma's brennend. Es züngeln purpurne, grüne und blaue Flammen an den verwitterten, schwarzen Klippen und zitternden Gesträuchen umher; es fallen Feuerflocken, erlöschen und sind wieder da.

Von dieser Stelle sind's nur noch zwei Wegstunden bis zum Grimselhospitz, welches, gleich allen ähnlichen Gasthäusern der höchsten Alpenpässe, mit seinen kleinen Fenstern und dem steinbelasteten Dache, zwischen kahlen Klippen, frostiges Ansehen gewährt; aber darum eine nicht minder angenehme Zuflucht gegen Sturm und Nebel und Schneegestöber dieser Regionen bleibt. Wirthshaus, Stallung und Waarenniederlage (denn Sommers zählt man oft wöchentlich einige Hundert durchgehende Saumrosse mit ihren Führern von oder nach Italien) erheben sich an einem kleinen See, der die düstern, zerklüfteten Felsenthürme ringsum noch dunkler wiederspiegelt, als sie sind. Einzelne Schneeflecken und Schneefelder, die der Sonnenstrahl selten oder nie in ihren Felsenwinkeln sieht, bringen allein noch Mannigfaltigkeit in das todte Gemälde. Aus der Ferne glänzt das Finster-Aarhorn, dessen äußerste Spitze (13,234 Fuß über dem Meer) weit über die höchsten Kulmen aller Berneralpen hinausherrscht. Auch sie ward schon im Sommer des Jahres 1812 durch Rudolf Meyer von Aarau erklettert, begleitet von drei verwegenen Bergbewohnern der Nachbarschaft. Jeder seiner Schritte war eine Lebensgefahr; und außer der Ehre, seinen Fuß dahingesetzt zu haben, wo noch kein Sterblicher seit der Erschaffung des Menschen stand, blieb das große Wagniß ohne Gewinn für die Wissenschaft. Denn nur wenige Minuten verweilte er in der grauenvollen Höhe, wo die Spitze der schroffen Granitpyramide, wie sie aus dem meilenweiten Gletschermeer hervorgewachsen ist, kaum fünf bis sechs Personen Raum anbietet. Sie ist von einer mehrere Klafter dicken Eisdecke belegt. Der reine Himmel schien ein finsteres Indigoblau. Aber wohl nicht allein die Reinheit der Luft in diesen ist es, die das klare Blau des Himmels verfinstert, sondern auch, wenn sich der Blick vom weißblendenden Schnee zum Aetherraum erhebt, der Farbengegensatz, Schwarz gegen Weiß, welcher sich subjektiv in

den Sehnerven erzeugt. Mir ward auf den Firnen des Griesgletschers die Bläue des Firmamentes allzeit heller, wenn ich, statt des Schnees, eine Weile das schwarze Seidentuch angeschaut hatte, welches ich bei mir trug. Unter sich sah Rudolf Meyer, wie er mir erzählte, über ein Lanzenheer von Bergkuppen hinweg, die Länder der Tiefe, wie ein nächtliches Meer, hin und wieder zu Hügeln aufwallend, ununterscheidbar in Einzelheiten. Von jenen Bangigkeiten und Uebelkeiten empfand er nichts, über welche Andere klagten, welche zu solchen Höhen aufgestiegen waren. Dergleichen unbehagliche Empfindungen, so wie die schnelle Ermüdung und schnelle Wiederkehr der Kräfte, können allerdings Wirkungen der dünnen Gletscherluft sein, durch welche sich die Poren, Blutgefäße und Muskeln des Leibes ausdehnen; vielleicht auch Wirkungen irgend einer dem Lebensprozeß minder zusagenden Gasart, die sich im Schnee entwickeln mag. Aber durch langsames Bewegen des Leibes beim Steigen und öfteres Ruhen desselben, wird der unbehagliche Zustand ganz verhütet oder gemildert, der beim Niedersteigen von denselben Bergen kaum spürbar ist.

Noch wären über das geheime Leben und Weben der Naturkräfte in den hohen Regionen der Eiswelt viele Entdeckungen zu machen. Wie selten und wie flüchtig ist dort der Besuch unerschrockener und geübter Beobachter! Kleine Nebelgestalten, welche plötzlich auf den Flächen der Schneewüste hervortreten, gespensterhaft darüber hinschleichen, und eben so plötzlich wieder unsichtbar werden, lassen sich aus der örtlichen, ungleichen Kälte der Eistiefen erklären, worin sich die Dünste bald zur Sehbarkeit verdichten, bald auflösen. Doch schwieriger ist der Stillstand jener Wolken zu enträthseln, die sich zuweilen aus einem Berg hervor zu spinnen scheinen, am Felsen festkleben und vom Winde nicht entführt werden, der unter und über ihnen den Schnee, wie leichten Staub, davon weht.

Ohne Vergleich mit allen andern Alpengletschern ist der Vorder-Aargletscher, zur Anstellung naturforscherischer Versuche der gelegenste, sicherste und ausgedehnteste. Links und rechts sich verzweigend, läuft er zwischen den Hörnern der Alpenkette fast eine Tagreise weit hin. Sein Gebilde zeigt auf der Oberfläche all die wunderbaren Erscheinungen, die man auf andern Gletschern anstaunt, jene großen, kreisförmigen, mit Wasser gefüllten Poren oder Kessel; jene Spitzsäulen und hohen Eispfeiler, welche Felsblöcke tragen; die blaugrünen Risse und Schründe geborstener Firnen, die Bewegung der gefrornen Massen, die seltsamen Phänomene der Luft in den Hochgegenden. Vom Grimselhospiz gelangt man in zwei Stunden, fast ebenen Bodens, zu diesem Eismeer, an dessen Grenze die Natur, mit stiller Thätigkeit, fortwährend die eigenen Schöpfungen immer zerstört und immer wieder bildet; Felsblöcke von verwitterten Bergkulmen herabschleudert und sie wieder mit fruchtbarer Erde, Moosen, Gräsern und Kräutern überkleidet. Ist man einmal durch die mit Bergtrümmern bedeckte Fläche gedrungen, und die vorliegende Eishalde hinaufgeklettert, so breitet sich dann die einförmige, weite Winterwüste des Gletschers, fast unabsehbar und eben, vor dem Blick des Wanderers aus. Grabesstille empfängt ihn, und ein kalter Hauch der Luft durchschauert ihn.

---

15. Das Wallis.

Von den höchsten Gebirgen des Alpenzuges zur Rechten und zur Linken umfangen, steigt vom Gestade des Genfersees in einer Strecke von 36 Stunden bis zum Rhonegletscher an der Furka eines der merkwürdigsten Thäler Europa's empor. Durch die Tiefe wälzt, zwischen Felshügeln und verheerten Ufern, der Rhonestrom seine Wellen. Aus sechszehn Seitenthälern mehren herabstürzende

Gletscherbäche seinen von Stunde zu Stunde schwellenden Wasserreichthum.

Das ist das Wallis, mit einer Volkszahl von 70,000 bis 80,000 Seelen. Die Ausdehnung seines Flächenraumes ist unbekannt: Wer weiß die Grenzen der Länder auf Gletschern und Firnen, die bei 12 Stunden Wegs weit zusammenhängen, oder in unbewohnbaren Felsenwüsten zu finden? Es genügt, sie zu kennen, wo Straßenzüge über den Rücken der Hochgebirge laufen; oder wo Alpendörfer, die ein halbes Jahr im Schnee vergraben liegen, ihrem Vieh zwischen Kulmen und Zinken der Berggräthe Sommerweide suchen müssen.

Wiewohl sich längs dem linken Rhoneufer die Walliser Berge bis zum Genfersee erstrecken, tritt der Reisende auf der Landstraße doch erst beim Städtchen St. Maurice in das wunderbare Land ein. Hier drängen die einander gegenüber aufragenden Klippen und Felswände des Dent de Morcle und de Midi so eng zusammen, daß der Rhone kaum Raum bleibt, sich hindurch zu pressen, und man vor Zeiten mit einem Schlüssel des Brückenthors den ganzen Kanton Wallis auf dieser Seite zuschließen konnte. Denn die Brücke, aus gehauenen Steinen, verknüpft beide Berge. Der Strom, der Engpaß, die Brücke, ein alterthümliches Schloß daneben, zum Theil bewohnbar, zum Theil nur zerfallendes Gethürm und Gemäuer, und an himmelhoher Felswand droben eine in dieselbe eingeschnittene Einsiedelei, bieten ein romantisches Bild dar. Das alte Rom hielt hier schon Militärposten; Kaiser und Könige des Mittelalters beschenkten die Abtei von St. Maurice mit Kleinodien und Reliquien, als einen der gesammten Christenwelt hochheiligen Ort. Denn unweit der Stadt selbst soll die thebäische Legion den Märtyrertod erlitten haben; auf dem mit ihrem heiligen Blut geweihten Platz Verollat sieht man heut noch gläubigen Wallfahrtern eine Kapelle geöffnet.

St. Maurice und der gesammte untere Theil des Wallis bis zum Fluß Morse, war ehemals unterthäniges Gebiet der sieben freien Bezirke oder „Centen" des obern Wallis; und jeder dieser Centen war, was er auch jetzt noch ist, eine eigene selbstherrliche, mit den andern Bezirken verbündete Republik, unter selbstgewählten Obrigkeiten und selbstgegebenen Gesetzen. Auch heut noch ist das Land ein Föderativstaat, ohngefähr wie Graubünden; nur mit dem Unterschiede, daß jetzt das weiland herrschende Oberwallis in acht Centen zerfallen ist, und daß die ehmaligen Landvogteien im Unterwallis zu 5 eben so freien „Centen" oder kleinen Republiken erhoben sind, welche in allgemeinen Angelegenheiten des Kantons, ihre Gesandte so gut, wie jene, zum Bundesrath, der aber „Landrath" geheißen wird, jährlich zweimal nach der Hauptstadt Sion schicken. Inzwischen ist wohl dafür gesorgt, daß das freigelassene Unterwallis, obschon es im Besitz einer größern, gewerbigern und zum Theil gebildetern Bevölkerung ist, im Landrath nicht den Meister spielen könne. Seine fünf Centen haben nur das Recht 20, hingegen die acht Centen des Oberwallis, 32 Stimmen in jener Staatsversammlung hören zu lassen. Dies ungleiche und, wenn man will, unbillige Verhältniß hat schon zu Zwisten und bürgerlichen Unruhen Anlaß gegeben. Ohnehin sind beide Landestheile von Nachkömmlingen zwei verschiedener Völkerstämme bewohnt, ungleich in Sprache, Charakter und Gesittung.

Denn während in der obern Hälfte des Landes die Einwohner der Thäler deutschen Ursprung beurkunden, erscheinen die der untern als Kinder galischer oder romanischer Abkunft. Sie sprechen französisch, oder im Allgemeinen vielmehr ein wirres Welsch, welches aus Wörtern so vieler Nationen zusammengeschüttet worden ist, als sich jemals in die Klüfte dieses Hochlandes auf Irrfahrten verloren haben mögen. Man hört da römisch und deutsch,

neufranzösisch und galisch, hunnisch und arabisch durcheinander klingen. Denn sowohl von den Hunnen Attila's blieben hier zwischen Felsen sitzen, als im achten Jahrhundert von den Sarazenen, oder „Ismaeliten", wie sie in Mönchschroniken heißen, zurückgeblieben sein mögen, deren kriegerische Horden die Dörfer und Klöster ohne Unterschied damals ausplünderten. Hier wäre für Alterthums- und Sprachforscher reiche Ausbeute zu machen.*)

Das biderbe, ungelenke, bedächtige Wesen der deutschen Walliser sticht gegen das lebendigere, redseligere und gefälligere der romanischen sehr ab. Wenn die Letztern streit- und prozeßlustiger sind, als jene, ist dies wohl eine Erbkrankheit, die ihnen, eben so gut, wie den Tessinern, von ihren ehemaligen gnädigen, aber gewinnsüchtigen Herren und Landvögten eingeimpft worden ist.

Eine Art Nationalphysiognomie, wie man in vielen andern Kantonen findet, unterscheidet man hier nicht. Die Bewohner der seitwärts aufsteigenden Hochthäler sind im Ganzen kräftiger, frischer und größer, als die des Rhone-Thals; Schönheiten jedoch in beiden Geschlechtern selten, oder durch ungestalte Kleidertrachten entstellt. Die Männer (ich spreche von Landleuten) wandern in ihren Jacken, Westen und Kurzhosen von grobem, braunem, oder schwarzem oder blauem Landtuch, meistens ziemlich unreinlich, einher; eben so unzierlich die Weiber, und nachlässig, in ihren Wämsern, Schnürbrüsten, das kleine runde Hütchen auf dem Kopf mit alten verblichenen Bändern verziert. Man findet

---

*) Ein neuerer Reisender gibt davon ein Pröbchen. Als er in eine Hütte des Thales Herens trat, befahl der hochbetagte Eigenthümer derselben einer jungen Frau, dem Fremden einen Stuhl anzubieten, mit folgenden Worten: „Neurâ, freinde bretschi on cabé a zu saho!" Wörtlich sollte dies heißen: „Schweizertochter, spring, bringen einen Stuhl dem Herrn."

hier so wenig als im Tessin, jene sonst bei Schweizer-Landleuten übliche große Sauberkeit, oder Eigenthümlichkeit der Tracht, vorherrschend. Eben so vernachlässigt und schmutzig sind in der Regel auch die ländlichen Wohnungen; selten nur von Stein und dann halbverfallen; mehrentheils von Holzstämmen, klein und niedrig, schwarz geräuchert, mit kleinen, alters- oder schmutzblinden Fenstern. Hin und wieder sieht man auch noch die alten Gemeindshäuser an ihrer Vorderseite grauenhaft mit Köpfen und ausgestopften Fellen von Bären, Luchsen, Wölfen und andern Raubthieren geschmückt, wie in einigen Berggegenden Graubündens.

Den traurigsten Anblick aber gewähren in den tiefern Rhonelandschaften des Unterwallis die zahlreichen Cretinen. Man kann im Durchschnitt in Ortschaften, die dem Cretinismus unterworfen sind, noch immer, auf hundert Einwohner, eins dieser elenden Wesen rechnen, die mit erdfahlen Gesichtern, schlaffen Mienen, dummstierenden Augen, Hals und Brust ekelhaft von ungeheuren Kröpfen belastet, zuweilen kaum Spuren der Vernunft verrathen. Manche sind sprachlos; ihre Stimme gleicht nur dem Blöcken eines Thiers; ihr grinsendes Lächeln jagt Furcht und Grausen ein.

Noch immer bleiben die Ursachen dieser entsetzlichen Verzerrung der menschlichen Gestalt Geheimniß Thatsächlich aber ist, daß der ausgebildete Cretinismus hauptsächlich nur in Gebirgsländern (aller Welttheile) und dann nur in den tiefern Gegenden derselben bemerkt wird, die durchwässerten sumpfigten Boden und feuchte Luft haben, auch (wie an Schattseiten der Berge) eine Zeitlang im Jahre der Frühstrahlen der Sonne entbehren. In ebenen Ländern, in hochgelegenen Thälern, an trockenen sonnigten Seiten tief liegender Thäler, erblickt man keine, oder nur selten, dergleichen unglückliche Geschöpfe. Unreinlichkeit und schlechte, wenig abwechselnde schwerverdauliche

Nahrungsmittel, mögen bei Menschen, mit Anlagen zu scrophulösen Krankheiten, das Uebel bedeutend befördern. Die benachbarten, moorigten Ufer des Genfersees und dazu die von Zeit zu Zeit eintretenden Ueberschwemmungen der Rhone, tragen ohne Zweifel nicht wenig zum Verderben einer Athmosphäre bei, die mit Sumpfluft geschwängert, in Hochthälern, sonnigten Gegenden und Ebenen etwa bloß Wechselfieber erzeugen würde.

Zwischen den riesenhaften Felswänden und über einander gelagerten Bergen erzeugt der Sommer wahrhaft italienische Hitze, worin sich eine südliche Pflanzenwelt, zwischen Kastanienwaldungen und Weinreben, aufschließt. Oft aber wird durch die aus Thalschluchten vorstürzenden Bergwinde die Luft plötzlicher abgekühlt, als es der menschlichen Gesundheit immer zuträglich sein mag. Merkwürdig ist dabei, daß der gewöhnliche trockene und kühle Biswind im großen Rhonethale von Westen kömmt, und der Südwestwind sich von Osten her mit seinen Regenschauern thalabwärts wälzt. Die sonderbare Erscheinung erklärt sich durch die Lage des Wallis, indem es sich von Nordosten nach Südwesten senkt. Morgenwärts wird der Ostwind von den hohen Gebirgen des Gries, des Gotthard, der Furka, Grimsel u. s. w. aufgefangen und wieder himmelwärts geworfen, und wenn er abendwärts wieder zum Thal niederfährt, prallt er von jenem Gebirgswall zurück, welcher vom St. Bernhard bis zum Dent de Midi das Thal dort zu verrammeln scheint. Hingegen die Süd- und Südwestwinde ergießen sich durch die Seitenthäler an den piemontesischen Grenzen und werden von den gegenüber aufragenden Massen der Hochalpen längs den Bernergrenzen aufgefangen, dem Lauf der Rhone nach, abwärts gegen Westen hin gelenkt. Ich danke diese Beobachtung, die wenigen Reisenden bekannt ist, einem Mitgliede des wallisischen Staatsrathes, welches zugleich Arzt und Naturforscher ist.

Es wäre unrecht, im Unterwallis des Städtchens Martigni, oder Martinach, oder wenn man will des altrömischen Octodurum, zu vergessen. Es entfaltet am Fuß des St. Bernhardberges eben so romantische Ansicht und prachtvollere Aussichten, als St. Maurice, besonders von der Felshöhe, auf welcher die bemooseten Trümmer der Burg Labatie, oder Bastida, mit dem hohen, runden zerfallenen Wartthurm über die Thalwelt hinschauen. Von da erblickt man unter sich die freundlichen Wohnungen des Städtleins und weit hinauf das lange Wallisthal, wie eine Riesengasse, deren Paläste, links und rechts, Alpen und Gletscher sind, bis zum fernen Hintergrund, wo Alles im blassen Licht der Firnen verdämmert, die den St. Gotthard umringen. Man übersieht die lange Reihe von Verwüstungen der unbändigen umherschwärmenden Rhone, und jene einzelnen, sonderbaren, in der Ebene von ihr aufgethürmten Schuttkegel, wenn etwa einmal da und hier herabgestürzte Lauinen oder Felsen ihren Lauf unterbrachen und ihre Wildheit steigerten. Zum Beispiel im Jahr 1595 schwoll, so gehemmt, der Strom bis Martinach empor und fluthete da Menschen, Vieh und einige Hundert umherliegende Wohnungen mit sich hinweg.

Was vermag der Sterbliche mit aller Kunst gegen dergleichen Naturgewalten? oder wer im Gebirg weiß immer, von welcher Seite ihm der Tod droht? Ohnweit der Stadt mündet sich der Bergstrom der Dranse in die Rhone aus. Er rinnt aus den zehn Stunden langen Bagneglетschern zusammen. Im Frühling des Jahres 1818 waren, wo sich das freundliche, alpenreiche Bagnethal eng gegen den mehr, als 13,000 Fuß, erhabenen Berg Combin ausspitzt, ungeheure Eismassen von den Getroz-Felsen herabgestürzt. Sie verrammelten, 400 Fuß hoch und 3000 Fuß dick, den Ausgang des schmalen Hochthals, und den Ablauf des Drasestroms, der endlich dahinter zu einem beinahe 300 Fuß tiefen

See anschwoll, 650 Fuß breit und über drei Viertel Stunden Wegs lang. Tausende in den untern Thalgeländen, in Dörfern und Weilern, zitterten jede Stunde des Tags und der Nacht vor dem Augenblick, wenn der Druck einer so gewaltigen Wassermasse den Gletscherwall plötzlich durchbrechen würde. Die Gefahr zu mindern, wurden kunsterfahrne Männer zur Hülfe gerufen. Man schlug durch den Eisdamm einen Stollen, den See allmälig abzuzapfen; gefährliche Arbeit; Menschen hingen und kletterten, wie Ameisen, an den schlüpferigen Schneemassen und glatten Eisklippen umher. Das Werk gelang. Das Gewässer begann allgemach abzufließen. Aber eines Nachmittags (am 16. Juni) sprengte mit Donnergetöse der Druck des Sees den Eiswall auseinander. Der sich überwälzende Schwall der Fluth stürzte brausend von Alpen zu Alpen nieder, durch Wälder und Dörfer, Alles zerreißend, was nicht jählings flüchtete. Bei fünfzig Menschen verloren in den Wogen das Leben. Ein Schaden von 1,109,759 Franken, nach amtlicher Schätzung, ward in einer Menge von Ortschaften beklagt. Zu Martigni allein wurden mehr denn 80 Gebäude verwüstet; und mehr, als eine halbe Million reichte nicht hin, hier das angerichtete Verderben zu ersetzen.

Fast alljährlich wiederkehrende Ueberschwemmungen der Rhone versumpfen und verpesten Boden und Luft der Umgegend von Martinach, in denen Cretinen und Kröpfe, mit allen Abstufungen des Uebels, am häufigsten angetroffen werden. Indessen verbreitet der Waaren-Paß, welcher Italien mit dem Norden hier über den großen Bernhardsberg verknüpft, dennoch einen gewissen Wohlstand und einen Arbeitsfleiß, welcher, als wollt' er die Wildheit der Natur durch Schmeichelei versöhnen, ihre Verwüstungswerke mit immer schönern Gebäuden, Fruchtfeldern, Anlagen, Gemüse- und Blumengärten umkränzt.

In der Erwähnung des St. Bernhardsberges möcht' ich

die zahlreichen Schilderungen desselben hier nicht vermehren. Man kennt die Schrecken dieses rauhen Weges, im Winter durch tödtlichen Frost, im Frühling durch Herabsturz der Schneelauinen, im Sommer durch Gewitterstürme, verführerische Nebel und plötzliche Schneegestöber gefährdet. Man kennt die menschenfreundliche Stiftung des Hospizes auf der Höhe des Uebergangs, 7680 Fuß über dem Meere, wo in allen Jahreszeiten 6 bis 12 Augustinermönche Wohnung haben, um Reisende, und wären es ihrer 2 bis 300 zugleich, gastfreundlich zu verpflegen; oder mit Hülfe ihrer klugen Bernhardshunde Verunglückte zu retten; kennt das Todesthal im wüsten Chaos zusammengefallener Berge, wo die Todtenkapelle eine Leichenherberge der von Frost und Schnee getödteten Wanderer ist. Von jener Kapelle an, bis zum kleinen See jenseits dem Kloster, predigt hier wie vielleicht an keinem andern Ort, Kunst und Natur, zwischen Eis und Himmel, nackten, starren Klippen und jenem Kirchlein, welches das Mausoleum des Feldherrn Desair aus weißem Marmor bewahrt, Alles nur Tod, Entseelung der Natur, Untergang.

Ob vor 2000 Jahren schon Hannibal mit seinem Heer sich über dies Gebirg nach Italien Bahn gebrochen habe, wird wohl ein Räthsel für Alterthümler bleiben; aber in frischer Erinnerung ist, wie in neuerer Zeit ein neuer Hannibal seine Tapfern zur Eroberung Italiens hinüber geführt hat. Mehr denn 150,000 Mann des französischen Heers unter Napoleon überstiegen nach einander, binnen drei Jahren, den Berg. Als Cäsar Berthier (im Anfang Novembers 1810) mit seinen Heerhaufen, die er dem Kaiser Napoleon zuführte, über den Bernhard zog, ward die Kälte so furchtbar, daß eine Menge der Krieger Hände, Ohren, Nase und Füße erfroren.

Die Hauptstadt des kleinen wallisischen Bundesstaates, Sitten, nicht unzierlich gebaut, doch kaum von drittehalbtausend Seelen

bevölkert, liegt am Fuß des Gebirgs, hinter welchem das zehntausend Schuh hohe Wildhorn die beschneiten Zinken verbirgt. Um zwei Felsenhöhen voller Klippen, aus den Wiesen der Ebene hervorsteigend, lagern sich malerisch Wohnungen, Kirchen und Klöster des Städtchens; und auf jedem jener Felsgipfel, 400 und 500 Schuh hoch, schauen zerfallene Burgen und Tempel über die fruchtbaren Flächen des Grosthals, welches sich hier am breitesten ausstreckt. Ein Bergstrom, die Sionne, oder der Sittenbach, dem Gletscher des Geltenhorns entsprungen, fließt da vorüber, dem Bett der Rhone zu. Bald steht er wasserlos, bald schwillt er über seine Ufer hinweg und verödet die Nachbarschaften; am gefährlichster aber dann, wann zugleich die ebenfalls angewachsene Rhone seine Gewässer gegen die Stadt zurückstauet. Dann wird das Land umher zum See, und Wellen rauschen durch die Gassen des untern Stadttheils, welche mit Bergschutt und Sand überfüllt werden. Im Jahr 1778 lagerte der heruntergewälzte Schutt so hoch auf dem Straßenpflaster, daß er das Thor gegen Leuk vollkommen verschloß. Wer nach Ablauf des Wassers zum Thor hinaus wollte, mußte sich gefallen lassen, auf dem Bauch hindurch zu schlüpfen. Das Hinwegräumen der angeschwemmten Grien- und Kieslager verursachte einen Aufwand von 150,000 Franken, ungerechnet den Schaden an Gebäuden, Geräthen, Wein- und andern Waarenvorräthen.

Die beiden romantischen, mit Trümmern gekrönten, Anhöhen neben der Stadt heißen Tourbillon und Valeria. Auf jener stand vor Zeiten eine bischöfliche Burg aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sie ward (erst am 24. Mai 1788) ein Raub der Flammen, als zugleich zwei Drittel der Stadt von einer Feuersbrunst in Asche gelegt wurden. Binnen vier Stunden waren dreihundert Familien ohne Obdach; 126 Wohnhäuser, nebst mehr denn hundert Scheuren und Ställe, Staub und Kohle. Auch auf dem

hohen und langen Felsen von Valeria, der an drei Seiten senkrecht in die Tiefe geht, war vor Zeiten eine Burg zu sehen, deren gothischer, viereckter Thurm, ein Denkmal ihrer Stärke, den Jahrhunderten trotzte; und nur 40 Schritte westwärts, das Schloß Majoria, der Bischöfe von Sion alter Wohnsitz. Dies Alles, mit seinen alterthümlichen Herrlichkeiten, ging an jenem Schreckenstage in den Gluten unter.

Mancher andere Unfall früherer und späterer Zeiten schmälerte aber besonders die Macht des Mächtigsten in diesem Hochlande der Schweiz, nämlich des Bischofs, der sich des heiligen römischen Reichs Fürst, Graf und Präfekt des gesammten Landes hieß, und ehemals nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gerichtsbarkeit über alle Völkerschaften im Wallisgebirg ausübte. Indessen gilt auch heut noch seine Stimme im allgemeinen Landrath des kleinen Bundesstaates soviel, als die Stimme jedes der dreizehn Centen oder Zehnten; und weit wirksamer noch ist sein Einfluß auf die unwissende, glaubensvolle Bevölkerung der 112 Pfarreien und Kaplanei-Oerter geblieben, und auf eine zahlreiche Welt- und Klostergeistlichkeit, die in jedem Zehnten von einem seiner Statthalter oder „Supervigilanten" bewacht und geleitet wird. Das Ansehen weltlicher Beamten in einem Volksstaate beruht auf der oft unsichern Autorität der Gesetze, und auf wandelbaren, materiellen Interessen der Familien. Der Beamte selbst ist das Geschöpf der Volkswahl. Nicht also der Priester. Er steht unabhängig in der bürgerlichen Gesellschaft, als Diener und Geweihter einer fremden und höhern Gewalt, mit deren Geheimnissen er vertraut ist. Die Interessen, welche die Volksmenge an ihn knüpfen, sind die feierlichsten der Menschheit, Erwartungen von Ewigkeit, Strafen und Belohnungen nach dem Tode, die Stimme der Kirche tönt weit über das Grab hinaus. Der bürgerliche Gesetzgeber, der Richter und Regent straft nur den Leib, berührt

nur das Haus und äußere Gut. Der Priester ergreift das innere, geheime Leben seiner Gläubigen, leitet sie damit nach seiner Ansicht. Der Staatsmann, wie der Vorsteher des kleinsten Dorfes, unterwirft sich der, nicht im Namen des Priesterthums, sondern im Namen Gottes und seiner Heiligen, geübten Herrschaft; wenn auch nicht immer aus religiöser Ehrerbietung, doch aus furchtsamer Weltklugheit. Denn wer mit der Geistlichkeit bricht, von dem weicht das überfromme Volk zurück. Religionsgefahr ist den katholischen unwissenden Hirtenvölkern eine furchtbarere Drohung als Vaterlandsgefahr.

Fabriken und Manufakturen oder öffentliche Bibliotheken sucht man hier nicht. Doch zur Begünstigung des Waarendurchgangs unterhält der Staat gute Hochstraßen durchs Hauptthal, die nicht mehr, wie vor Zeiten, mit den schauerlichen Insignien der wallisischen Justizpflege geschmückt sind. Vor Zeiten nämlich sah man, längs aller Landstraßen, Hochgerichte und Schnellgalgen, an welchen die verwesenden Leichname der Gehenkten Jahre lang zur Schau blieben. Jeder der kleinen Bezirke, oder Centen, besaß seinen eigenen Galgen, wie sein eigenes Blutgericht, wodurch er selbstherrliche Macht beurkundet. Man muß es als Fortschritt der Gesittung betrachten, daß jetzt diese ekelhaften Schauspiele abgeschafft sind, an welchen besonders der Zehent von Leuk übermäßiges Wohlgefallen zu haben berühmt war. Ebenso findet längst auch eine andere, zwar minder grausame, aber nicht minder widerliche Strafart in Wallis nicht mehr statt. Wer ehemals außer Stande war, seinen Gläubigern die Schuld zu zahlen, ward, nach empfangenem Urtheilsspruch, vor das bischöfliche Schloß geführt, begleitet von allem schaulustigen Volk. Hier, in Gegenwart der ehrbaren Versammlung beiderlei Geschlechts, mußte er die Beinkleider abziehen und mit entblößtem Hintern, den Zuschauern gegenüber, auf einen Stein sitzen. An einem Male

war es nicht genug; die Feierlichkeit mußte noch zwei Mal wiederholt werden.

Am berühmtesten ist durch die Geschichtsschreiber der Schweiz die Aufstellung und das Umhertragen der sogenannten „Matze" geworden, welche Bischöfen und Herren gebracht zu werden pflegte, gegen die sich der Volkszorn entladen wollte. Man muß sich nicht wundern, wenn geistliche und weltliche Herren einträchtig bemüht waren, diesen uralten, ihnen allein gefährlichen Brauch der Demokratie zu vertilgen.

Die Matze (italienisch **Mazza**, Keule) war ursprünglich nichts anderes, als eine hölzerne Keule gewesen, die als Zeichen des Aufstandes ausgestellt ward, und in die, wer Theil daran nehmen wollte, einen Nagel schlug. In spätern Zeiten flocht man eine Art menschlicher Gestalt aus jungen Baumstämmen, mit Rebreisern und Wurzeln zusammen, und verzierte den Obertheil derselben mit Hahnen- und Kapaunenfedern. Nachts stellte man den Popanz an einen Baum oder Hag. Morgens versammelte sich bald herum neugieriges Volk von Vorübergehenden, bis der Haufe zahlreich genug war. Irgend Jemand nahm die Figur dann und trug sie zu einer Wiese, wo die Menschenmenge Raum hatte, sie im Kreise zu umringen. Der Träger blieb bei der Matze stehen, um sie aufrecht zu halten; Andere fragten, was sie begehre? oder wer ihr Leides gethan hätte? Der Träger schüttelte den Kopf, als wäre er stumm. Man wählte Jemanden aus der Menge der Anwesenden, der im Namen Aller fragen mußte, und sich unwissend über die Ursache stellte, weswegen die Matze erschienen sei. Er rieth auf diesen, auf jenen Herrn, der das Volk bedrücke, oder gegen das Vaterland handle, bis endlich der rechte Namen genannt ward. Dann nickte der stumme Träger plötzlich und machte Freudensprünge in die Luft. Nun ward berathschlagt, ob man der Matze Beistand leisten wolle, um die alten Uebungen und Rechte des Landes zu

schützen. Erklärte sich die Mehrheit der Stimmen dafür, so ward der Tag der Ausführung festgesetzt und der Ruf ging schnell durch alle Zehnten des Landes. Wer irgend unter den Herren kein heiles Gewissen hatte, floh aus dem Lande, und setzte sich mit seinen Anhängern in Vertheidigungszustand, oder beschwichtigte die Leute mit guten Worten, Versprechungen und Geldspenden. Gelang dies nicht: so zogen die Volkshaufen vor die Häuser der durch die Matze Verklagten, erbrachen die Gebäude, plünderten sie und verzehrten oder schleppten, als gute Prise, hinweg, was an Wein und Lebensmitteln vorräthig war. Man kann sich vorstellen, daß den Plünderern diese Art der Freiheit lieb und theuer war.

Doch, wie gesagt, die barbarische Sitte besteht nicht mehr. Die Walliser sind eins der frömmsten Völkchen geworden; fleißig zur Beichte und Messe, zum Rosenkranz, zu Prozessionen u. s. w. Für Pflege der Andacht fehlt es überall nicht an zahlreichen Festtagen, Klöstern, Kirchen, Kapellen und Wallfahrtsorten oder Einsiedeleien. Einige der letztern sind wahrhaft romantisch, besonders die Einsiedelei von Longeborgne, Sion gegenüber, am linken Rhoneufer, hoch am Berge, auf einem kleinen Absatz der Felsen. Man gelangt dahin nur auf steilem, im Zickzack laufendem Pfade, der an der Bergwand, neben furchtbaren Tiefen, unter dem Brausen benachbarter Wasserfälle, zu nackten Klippen und kahlen Felsmauern emporkriecht. Es gehörte wohl die größte Verwegenheit der Andacht dazu, sich neben einem Vorsprunge des Gesteins, über einem entsetzlichen Abgrund schwebend, Schlafkammern, Zimmer mit Ofen, Kapelle, Weinkeller u. s. w. in die Masse des Urgebirgs hineinzumeißeln, welches allmälig verwittert und zerbröckelt. Man hauset da nicht ohne Lebensgefahr. Vor 30 oder 40 Jahren brach ein gewaltiges Stück vom Felsen der Einsiedelei ab und stürzte zermalmend in die Tiefe. Und doch horsten dort immer noch zween Waldbrüder. Selbst ihr Trinkwasser, wenn es im nahen

Brunnen fehlt, müssen sie, an den Felsen hinankletternd, aus einer höhern Quelle suchen und das Leben daran wagen. Einer der Eremiten hat es gewagt und verloren.

Berühmter, und bequemer dabei, ist ein anderer Wallfahrtsort, nahe beim Städtchen Sion. Es ist eine artige Kapelle neben den Ruinen von Valeria, in welcher seit dem Jahr 1696 die Gebeine eines großen Teufelsbanners und Wunderthäters, des Chorherrn Matthias Will, ruhen. Er hat durch Intervention seines Gebets mehr Krankheiten geheilt, als der Fürst von Hohenlohe, und weit mehr noch nach seinem Tode, als im Leben. Es gibt wenige Wochen im Jahr, in denen nicht Kranke und Lahme, oder „vom Teufel Besessene" zu dieser Kapelle Zuflucht nehmen. Das Bild des himmlischen Günstlings sieht man in allen wohlhabenden Häusern des Landes; und so groß ist Ehrfurcht und Vertrauen der Walliser zu ihm, daß sie darüber fast die Schutzheiligen des Landes Theodul und St. Mauritius ganz vergessen haben. In der That ist auffallend, daß der Chorherr, der im Himmel soviel durch sein Wort vermag, doch eben so wenig, als Niklaus von der Flue, durch die römische Kurie kanonisirt und im Kalender zu höhern Ehren gehoben worden ist. Wenn beide, oder ihre irdischen Verehrer in der Schweiz, Geldes genug besäßen, beide wären, ohne Zweifel, Heilige des ersten Ranges geworden.

In trunkener Bewunderung malte Rousseau, in seiner „Heloise", das prachtvolle Gemenge des Anmuthigen und Entsetzlichen der wallisischen Landschaftsgebilde. „Felsentrümmer, unermeßliche, hingen mir über dem Haupte," schrieb er; „bald benetzte mich dichter Nebel von hohen donnernden Wasserfällen. Bald riß neben mir, mit ewiger Gewalt, ein Waldstrom den Abgrund auf, dessen Tiefe die Augen nicht zu entdecken wagten. Zuweilen versank ich in der Finsterniß dichter Gebüsche, und trat ich aus einer Schlucht, lächelte mich plötzlich eine reizende Wiesenflur an. Ueberall wunder-

bare Mischung der wilden Natur mit Anbau von der Hand des Menschen, wo man ihn nie erwartet haben würde; neben einer Höhle ländliche Wohnungen; Weinreben, wo man nur Brombeergestrüpp gesucht hätte; Rebenhügel auf Bergfällen; edle Früchte auf Klippen; Ackerfelder in jähen Abgründen. — Zu Allem noch die Täuschungen des Auges, in der mannigfaltigen Beleuchtung von Gebirgsspitzen; das Helldunkel der Schatten und des Sonnenscheins; alle Zauberspiele des Lichtes, besonders in Abend- und Morgenstunden. Welch ein Theater, diese Perspektive von Bergen an Bergen, wo die hohen senkrechten Gestalten das Auge unendlich mächtiger beschäftigen, als flache Ebenen, in denen ein Gegenstand den andern verdeckt!"

Es wäre wahrlich kein ganz leichtes Geschäft, die lange Reihe von Merkwürdigkeiten herzuzählen oder zu schildern, welche, von Sion hinauf bis zu den Quellen der Rhone, sich für den Beobachter malerischer Gegenstände, oder der Sitten, Verfassungsformen, Alterthümer und Eigenthümlichkeiten aller Art im obern Wallis mit unaufhörlichem Wechsel darbieten. Und doch fühl' ich mich in Versuchung, den Leser im Geist durch das wunderbare Thal entlang zu führen, um zur Physiognomie des Landes noch einige Züge liefern zu können.

Unter den wilden Gebirgen, im Süden von Sion, jenseits der Rhone, gehören die grünen mit ländlichen Wohnungen bedeckten Vorberge und Maiensässen (les Mayens) zu den schönsten des Landes. Man nennt in der Schweiz die ersten Stufen des Gebirgs, zu denen im Frühling die Heerden hinaufgeführt werden, ehe sie Nahrung in den untern Alpen finden können, „Maiensässe". Schon Echassériaux, ehemals französischer Minister in Wallis, beschrieb die Pracht dieser Maiens, welche sich bis zum Walde Thjoung emporstrecken. —

Berühmter aber sind die Bäder von Leuk. Das Dorf dieses

Namens selbst, am Fuß des Gebirgs, vor der Ausmündung einer Bergschlucht, ist mit seinen zwei halb- oder ganz-öden Schlössern, mit seinen baufälligen Hütten und unreinlichen Straßen, nichts weniger, als lieblich zu nennen; vielleicht eben darum desto pittoresker, wozu auch die nächste Umgebung mitwirken kann. Denn auch hier steigt ein Paar jener gewaltigen Schuttkegel, gegen 200 Schuh hoch, aus der Thalebene auf, zwischen denen die Rhone hinrauscht. Vermuthlich ist ihre Grundlage aus Felsentrümmern gebaut, die einst vom Hochgebirg niedergestürzt sind. Dergleichen Felsstürze verwitternder Bergkuppen gehören auch heutiges Tages zu nicht ungewöhnlichen Erscheinungen. Noch sind die Jahre 1714 und 1749 im Andenken, als ungeheure Massen der Diablerets in die wallisischen Alpen niederfuhren; Menschen, weidende Heerden, und Hütten unter dreihundert Schuh tiefem Schutt, eine Stunde Wegs weit vergruben; den Lauf der Ströme änderten und den tausend Schritt langen Deborence-See entstehen machten. Von den durch den ersten dieser Bergfälle verunglückten Hirten rettete damals nur Einer wunderbar genug sein Leben. Es war ein Mann des Bergdorfes Aven, in heiterer Höhe oberhalb Sion. An einem schönen Nachmittag (25. September) befand er sich eben in seiner Sennhütte, als ihn ein Donnerschlag betäubte, und das Licht des wolkenlosen Himmels in Nacht verwandelte. Eine breite Felsplatte des eingestürzten Berges war so über sein Hüttendach gefallen, daß sie halb aufrecht, mit dem Obertheil an die Bergwand gelehnt, stehen blieb, und die ärmliche Wohnung gegen den immerfort nachprasselnden Schutt von Steinen und Erdhaufen schirmte. Der Verzweiflung und dem unvermeidlich nahen Tode preisgegeben, saß er Tage lang in seinem schauerlichen Grabe voll tiefster Finsterniß. Tröpfelndes Wasser, welches durch Steine herabsickerte und seinen brennenden Durst löschte, war endlich der erste Laut, den er vernahm, und der ihn zum Versuch ermuthigte, in

die Welt der Lebendigen zurückzukehren. Er entschloß sich rasch zur Arbeit. Noch in der Sennhütte befindliche Käse konnten ihn einige Zeit vor dem Verhungern bewahren. Aber ungewiß, wie lange er durch den zusammengefallenen Berg werde arbeiten müssen, nahm er von dieser Nahrung alltäglich nur wenige Bissen. Rastlos arbeitete er fort. Es vergingen aber Wochen; es vergingen Monate. Der Winter kam. Seine Kräfte verschwanden allgemach. In der Welt war er schon vergessen. Da, nach einem Vierteljahr, kurz vor Weihnachten, trat er endlich zwischen den Felstrümmern ans Tageslicht. Rings um ihn schweigende Einöde von Schneefeldern, Wolken und Felsen. Geblendet vom Glanz, entkräftet von Hunger und Anstrengung, übermannt von Entzücken, sank er ohnmächtig nieder. Als er sich selber wieder gewonnen hatte, richtete er seine Schritte durch die Schneewüste zur Heimath. Aber, als er ins Dorf Aven trat, floh Jeder voller Entsetzen vor seiner Erscheinung. Bleich, abgezehrt, mit wankenden Füßen, glich er einem umherwandelnden Todten. Alle Thüren wurden dem Gespenste verschlossen. Ein zu Hülfe gerufener Priester näherte sich zuletzt schaudernd, die wandernde Leiche oder das Gespenst zu bannen, bis es dem Unglückseligen gelang, die Erschrockenen zu überzeugen, daß er wirklich lebe.

Vom Dorfe Leuk bis zum Bade dieses Namens, am Fuß der Gemmi, ist's noch ein Weg von beinahe drei Stunden bergauf. Wo man dem Ende desselben naht, treten die hölzernen und steinernen Wohn- und Gastgebäude im geräumigen Alpenthal dem Auge freundlich entgegen; im Hintergrunde die zerklüfteten, kahlen Wände der Gemmi, zwischen deren Klippen und Schluchten, neben senkrechten Abgründen, der Steg in Felsen gehauen über die Berghöhe (7160 Fuß über das Meer erhaben) zu den Thälern des Berner Oberlandes leitet. Es wäre überflüssig von den berühmten Heilquellen zu erzählen, die hier, 4500 Fuß hoch über

dem Meeresspiegel, mit 40 Grad (Reaumur) Wärme, an unzähligen Stellen des Thals, dampfend dem Erdboden entspringen. Wie übel immerhin auch für die Gäste, deren Bequemlichkeit oder Vergnügen, gesorgt sein mag; wie beschwerlich für Kranke und Leidende der Weg bis dahin, und wie mangelhaft die Badeinrichtung selbst sein mag, wo man, im weiten Raum des Gebäudes, buntgemischt Personen beiderlei Geschlechts und jedes Standes, Kapuziner und Kriegsleute, Bauern, Banquiers, ehrbare Matronen und empfindsame Damen traulich beisammen im Wasser erblickt: dennoch führt jeder Sommer eine Menge der Gäste herbei, die hier Genesung suchen. Das Kleinod der Gesundheit ist so edel; das Leben so süß!

Je weiter man das große Rhonethal morgenwärts, über Naron gen Visp, hinan kömmt, je kräftiger wird der Menschenschlag des Landes. Visp selbst, der Hauptflecken eines der Centen, liegt ungemein reizend am Gebirg, vor der Mündung eines Nebenthals, welches sich wieder in Seitenthäler zerspaltend, und in einer Länge von zehn Stunden zu den Gletschern des Monte-Rosa zieht, an den Grenzen Italiens. Am Berg, hoch und niedrig, auf mannigfaltigen Stufen, liegen ordnungslos die Wohngebäude des Fleckens. Auf einem Felsenvorsprung ragt die schöne St. Martinskirche großartig mit ihrem hohen Thurm über das Thal hinaus. Drunten rauscht der Waldstrom des Visperthals dem Ufer der Rhone zu. Im Hintergrunde, wo weithin die finstern Bergkolosse ihre Füße durch einander verschränken, lagert das Weißhorn seine breiten Gletscher aus, die weit über die ganze Gegend leuchten. Im vorigen Jahrhundert (1720) stürzte auch hier eine große Masse des Gletschers herab. Nur durch den Druck der zerrissenen Luft, welcher von dem Fall des Eises bewirkt ward, zerstob, wie Spreu, die Hälfte des Dorfes Randa, das am Fuß des Gletscherberges einsam ruht, und ein Dutzend Menschen nebst

vielem Heerdenvieh kam zerschmettert um. Das Schlimmste von Allem ist, daß der fürchterliche Nachbar, öfters schon durch ähnliches Unheil berüchtigt, es immerdar zu wiederholen droht.

Das arme Dorf Randa, wie gefahrvoll und hoch es auch liegt, ist noch nicht das letzte in dem Hochthal. Viel weiter hinauf, wo der Sylvio (oder das Matterhorn) aus unübersehbaren Gefilden ewigen Eises seine schwarzen Granitkulmen in die Lüfte streckt, ruht gefahrlos ihm gegenüber, das Dörflein Zermatt inmitten grasreicher Wiesengründe, umringt von Alpen und Wasserfällen; und mehr denn tausend Fuß höher, abermals ein Weiler am kleinen Görnersee, 6270 Fuß über dem Meere. Die Leute dieses Weilers gehen, auch während ihres neunmonatlichen Winters, zur Kirche von Zermatt, doch vorsichtig mit breiten Schneeschuhen von Holz und langen Stäben ausgerüstet. Wer die einfachen Sitten der Hirtenwelt in ihrer Reinheit erblicken will, muß in die Abgeschiedenheit dieser Seitenthäler dringen. Dahin gelangt selten oder spät Kunde von den Schicksalen der übrigen Welt. Ueppigkeit und Armuth sind da gleich unbekannt. Jeder hat, so viel er bedarf, und er bedarf zu seiner Zufriedenheit wenig. Niemand verriegelt, Tags oder Nachts, da das Haus; die Thüren sind ohne Schlösser. Alles ist sicher vor Allen. Rechnungen und Verträge werden noch durch ein Paar in Holz geschnittene Kerbe bezeichnet, und die Kerbe haben so viel Glaubwürdigkeit, als irgend eine gerichtliche Urkunde. Streitigkeiten werden von erfahrnen Greisen geschlichtet. Dem Alter wird Ehrfurcht bezeugt. Gastfreiheit ist hier noch, wie in den Wüsten Arabiens, der Haupttugenden eine. Erscheint ein Fremdling, umringt ihn mit herzlichem Willkommen das Dorf. Mit deutscher Gutmüthigkeit bietet ihm Jeder das Beste der Hütte an, und was die Heerde gewährt, und Jeder schämt sich, angebotene Bezahlung zu nehmen. So findet man hier die letzten Spuren des goldenen

Zeitalters der Dichter, doch nicht inmitten des ewigen Lenzes, sondern des ewigen Winters. Es ragen da von allen Gebirgen des Wallis die höchsten und wildesten auf, deren Krone und Knoten, an der Grenze Italiens, der Monte Rosa ist. Er, 14,740 Fuß erhaben, will selbst an den Küsten Genua's, auf den Appenninen, gesehen sein. Von den neun Felshörnern desselben ist das höchste noch von keinem Sterblichen erstiegen, während der Gipfel des Montblanc, seit dem Jahre 1786, schon vierzehnmal von kühnen Schweizern, Engländern, Polen, Kurländern und Amerikanern glücklich erklimmt wurde, immer mit Lebensgefahr, oft mit Lebensverlust Einzelner aus den Wandergesellschaften.

Wie unübersteigbar auch und grauenvoll die lange Scheidewand der Hochalpen zwischen Wallis und Italien ist, führen dem ungeachtet fast aus allen südlichen Seitenthälern im hohen Sommer über die ewigen Firnen Bergpässe: freilich nur für Fußgänger voll Muthes. Indessen werden manche selbst von Saumrossen, zum Waarentransport, wenige Monate des Jahres hindurch betreten. Es bleibt eine meiner schönen Erinnerungen, als ich, vom wallisischen Eginenthal aus, die Höhe des Griesgletschers erreicht hatte, zwischen den Granitgipfeln des Albrun und des Novena; und mir durch die Todtenstille der leblosen Eiswelt plötzlich freundliches Geläute von Schellen und Halsglocken entgegenklang. Ein langer Zug schwerbelasteter Pferde, eins dem andern folgend, von wenigen Führern begleitet, erschien aus der Ferne über der Schneefläche, indem sich die Umrisse desselben scharf am Himmel hinter ihm zeichneten. Eine Handelskaravane in der stummen Einöde der Gletscher, eine Handelsflotte in der unsichern Einöde des Ozeans, gleicher Bewunderung würdige Schauspiele, zeugen mit gleicher Kraft von der Macht des Menschengeistes, der, gegen alle Hindernisse der Natur, Völker durch den Verkehr mit Völkern verknüpft, die von Weltmeeren und himmelhohen Schneegebirgen geschieden sind.

Unter allen Bergpässen des Wallis aber ist die prächtige vierzehn Stunden lange Straße des Simplons der vornehmste. Dies Riesenwerk, welches auf Napoleons Geheiß, mit einem Aufwand von 18 Millionen Francs, binnen vier Jahren (seit Oktober 1802) vollendet ward, kann hier nur genannt, nicht beschrieben werden. Unter den 22 Brücken über Abgründen ist die Ganthenbrücke eine der am wenigsten genannten, und doch durch ihren soliden und kunstvollen Bau und durch die wilde Umgebung der Voralpen eine der bemerkenswerthesten. Es ist in dieser Gegend weitum ein wunderbares Aufwallen der Berge, als hätte sie der kochende Erdengrund, wie Schaumblasen über Schaumblasen, aufgeworfen, bis der weiße Gischt sich über alle in Gletschern, Firnen und Schneefeldern ausbreitet; — links das silberne Bortelhorn, in der Mitte die hohe Pyramide des Fürken-Baumhorns; rechts Alle übergipfelnd, in hoher Kuppe abgerundet, das Masenhorn. — Unter den sechs durchs Urgebirg gesprengten Gallerien, diesen breiten, hochgewölbten Berghallen, ist's unstreitig der Eingang zur großen, über zweihundert Schritt langen Gallerie bei Gondo, welcher den vermessenen Schöpfergeist des Baumeisters am meisten ins Auge fallen läßt. Eine schrosse, nackte, zerbröckelnde Felsenmasse verrammelte da jählings die Fortsetzung jedes Weges. Sie steigt senkrecht vor dem Wanderer himmelwärts; ihr Fuß sinkt steil in einen entsetzlichen Abgrund; und vor ihr stürzt brausend durch die zerfressene Gebirgsschlucht, zwischen Klippen zerschellend, ein Waldstrom, der Alpirnbach, nieder. In seinem heftigen Fall lösen sich, unter ewigen Donnern, seine Wellen zum Theil in Wassergestäube, Schaumstrahlen und glänzende Flocken auf. Ueberhangende, finstere Steinblöcke, mit ihren halberstorbenen Tannen scheinen, jeden Augenblick, dieser unbändigen Fluth nachstürzen zu wollen. Und nun, über der durchwühlten, kochenden Tiefe, schwebt jetzt eine zierliche Brücke zur

wüsten Felswand, wie durch Zauber hingehaucht; Menschenhand hat dort die 500 Schuh dicke Gebirgsmasse durchbohrt und deren Inneres in eine bequeme Kunststraße verwandelt.

Vorzeiten hieß für den Reisenden, wenn er vom Genfersee ins Wallis trat, der Salanfefall, oder die Pissevache, und am andern Ende des Wallis, der Rhonegletscher die größte Sehenswürdigkeit. Heutiges Tages kennt man Wunder der Naturmacht in diesem Lande, welche größeres Erstaunen erregen. Jener Salanfefall, obgleich seine in der Luft schwebenden und zerfallenden Wogen 120 Schuh senkrecht niederfahren, wird von vielen Wasserfällen der wallisischen Seitenthäler an Schönheit und Höhe übertroffen. Pissevache dankt ihren größern Ruhm nur, daß sie sich dem Blick des Wanderers, nahe an der Landstraße von St. Maurice gen Martinach, aufdrängt.

Unwandelbarer bleibt, und seltener übertroffen, die Herrlichkeit des Rhonegletschers, neben denjenigen Gletschern, welchen man sich, wie denen vom Grindelwald und Chamounythal, bequem und gefahrlos nähern darf. Er gibt mit seinen Schründen und Eisthürmen ein prachtvolles Bild, wie er vom hohen Galenstock, zerrissen und sich überwälzend, gegen das Rhonethal niedergeht; ein breiter, blendender Strom, der unten sich plötzlich ausdehnt und erstarrt. Die im Thal vor ihm aufgeworfenen, oder vielmehr zusammengeschobenen Schuttwälle, welche seinen Umfang umringen, sind Fußstapfen, die er bei seinem Rückzug hinterließ, wenn er sich aus den schmelzenden Sonnen-Strahlen aus der Tiefe entfernen mußte. Mächtige Steinblöcke liegen weit umher gestreut, die man in der Ferne für Hütten, und Hütten, die man für verwitterte Bergtrümmer halten könnte. Links zieht ein Pfad zum Grimselpaß, rechts ein Weg zur Furka und dem Gotthard hinauf. Der Baumwuchs ist hier schon verschwunden, obgleich man sich noch kaum 5500 Fuß über dem Meere befindet; viel-

leicht ist er mehr durch die Nachlässigkeit der Hirten, als durch die Strenge der Natur zerstört.

---

16. Das Waadtland.

Am Ufer des Leman, eine Viertelstunde von ihm entfernt, liegt auf drei Hügeln das alterthümliche Lausanne, mit seinen zwölfhundert und mehr Häusern, engen hoch auf- und absteigenden Gassen und mehr denn 11,000 Einwohnern. Aber die prachtvollen Umgebungen, die Bilder des freundlichen, rebenreichen Ufers links und rechts, die schimmernde weite Ebene des Sees, die noch 1150 Fuß über dem Meere erhaben liegt; dahinter die aus seiner Fluth gleichsam zum Himmel aufschwebenden Hochgebirge Savoyens; dann in der Stadt der Wohlstand, der natürliche Frohsinn, der gesellige, feine Ton, das wissenschaftliche Leben der Einwohner, machten von jeher Lausanne, wie Genf, zum Lieblingsweiler zahlloser Fremden und Reisenden. Hier, auf seiner Liebhaberbühne, führte einst Voltaire zuerst seine Zaïre auf; hier legte Gibbon einst die letzte Hand vollendend an sein Meisterwerk vom Verfall und Untergang des Römerreichs.

Die Stadt, jetzt (seit 1798) Hauptort des Kantons Waadt, und eines freien Volks von etwa 178,000 Seelen auf dem fruchtbaren Raum von siebenzig Geviertmeilen verbreitet, war vorher, seit drittehalb Jahrhunderten, Sitz eines Berner Landvogts, und vor ihm der tausendjährige eines Bischofs gewesen. Noch steht auf der Höhe der nördlichen Stadtseite die breite, viereckte Steinmasse des bischöflichen Schlosses seit dem dreizehnten Jahrhundert. Diese alterthümliche Burg, mit Thürmlein an ihren Mauerwinkeln und spätern Angebäuden versehen, bezog nach Entfernung des Bischofes, der Landvogt Berns und ist nun den Versammlungen

einer republikanischen Regierung geweiht. In der Nachbarschaft erhebt sich mit ehrwürdiger Majestät, aus dem zehnten Jahrhundert, die Kathedralkirche, das bewundernswürdigste Bauwerk gothischen Styls in der gesammten Schweiz. In Kreuzesform, 316 Schuh lang, 120 Schuh breit, in der Kuppel des Chors 200 Schuh hoch, wird ihr Inneres vom gebrochenen Licht der hohen, buntfarbigen Fenster und von vier- bis fünfhundert Säulen, in wunderbare Dämmerung gehüllt.

Als ich mich, an einem Sommerabend, plötzlich vom Anblick der Alpen Savoyens, die wie ein dunkler Vorhang am Himmel niederhangen, und vom zitternden Glanz des großen Wellenspiegels vor mir, und vom blendenden Malachitgrün der Gebüsche und Wiesen, all dem heitern warmen Leben der Außenwelt abwandte, und durch die Pforten des Doms in sein schweigenvolles, kaltes Helldunkel trat, war mir, als wichen die Jahrhunderte hinter mir zurück, und ich athme die Luft eines andern Weltalters. Die Sage lehrt, bevor sich die graue Pracht dieses Tempels erhob, ward die Stätte, schon im fünften Jahrhundert durch ein Kirchlein der heiligen Anna, frommer Wallfahrter Andachtsort. Beinahe ein halbes Jahrtausend früher stand, tiefer abwärts gegen den See, das Kastell Tauretunum der kriegerischen Römer. Ehe diese noch hieher gekommen waren, soll schon, näher dem Ufer, als das heutige Lausanne, eine der zwolf Städte, das alte Lausodunum, gestanden sein, welche von den Helvetiern selbst verbrannt wurden, da sie mit Divico nach Gallien auswanderten. Und vor den Tagen Lausodunums, wer weiß von den Niederlassungen der wilden Galen oder Walen zu sagen, von denen Wallis und Waadtland (**pagus Waldensis, pays de Vaulx**) noch jetzt die Namensspur tragen? Und früher? Wer waren die ersten Ansiedler am Leman und im Hochgebirg, ehe die Galen erschienen?

Rom ist jung neben Tyrus und Sidon. Aber Tyrus und

Sidon kannten die Alpen schon aus den Erzählungen ihrer Seefahrer, und nannten deren Bewohner Titanen. Sollte wirklich der Oberst Pereira, in einem alten Schranke des portugiesischen Klosters Merinhao, des Philo von Biblos griechischen Auszug der Bücher Sanchuniathons entdeckt haben, so wäre aus der ältesten schriftlichen Urkunde des Menschengeschlechts, nächst den mosaischen Büchern, uns neues Licht über die Erdkunde des Alterthums aufgegangen. Lange vor Sanchuniathons Tagen, der ein Zeitgenosse des Propheten Ezechiel gewesen sein mag, wären dann die Phönizier schon, wie gen Ophir (Ceylan), und zu den Imyrchakinen (den kanarischen Inseln), so auch zur Küste von Ligurien, am Fuß der Alpen, geschifft. Diese Gegend nannten sie Aereszaphan oder Ersiphonia (Nordland); das Alpengebirg aber Libanon (oder Schneeberg). Hier war's, wo nach dem uralten Mythos, welchen Sanchuniathon, als Knabe, in den heiligen Gesängen zu Tyrus vernahm, der Entdecker unbekannter Länder, der vergötterte Melikertes (Griechenlands späterer Herkules) Schiffbruch litt, als er auf der abenteuerlichen Fahrt zum Lande der Tarteſſer, dem letzten auf Erden, begriffen war.

Als er hier, so lautete die Melikertes-Sage, vernahm, ein heiliges Gebirg sei es, und der Götter Sitz, sandte er seine Gefährten fort, längs der Küste. Er allein bestieg den heiligen Berg, um zu opfern und anzubeten. Vierzig Tage lang (wie Moses auf dem Sinai) verweilte er droben im vertrauten Umgang mit den Gottheiten und dann kehrte er zu den Genossen seiner Irrfahrten zurück. So ist er der Einzige gewesen, welcher die hohen unwegsamen Zinnen des Gebirgs erstiegen hat, wo, mit den Schrecknissen einer wilden Natur, sich andere Gefahren verbinden, den Sterblichen zurück zu scheuchen. „In den Sümpfen und Seen am Fuße des Berges leben Drachen von ungeheurer Größe, welche Jeden, der sich nähert, zu verschlingen drohen; und in den Wäl-

dern sieht man schreckliche Gestalten unter den Bäumen. Die Mitte des Berges ist von Nebeln und Wolken eingehüllt; über die Wolken aber ragen die höchsten Zinnen hinaus, umstarrt vom ewigen Schnee. Und dort, über den Wolken, und jedem Sterblichen unzugänglich, ist der Göttersitz."*)

Dies also die erste schriftliche Ueberlieferung einer Kunde und Vorstellung des Alterthums von den Alpen. Vielleicht steht der Gedankensprung vom gothischen Lausanner-Tempel zu den Sagen der Phönizier etwas sonderbar da. Mag's immerhin sein. Aber sind es nicht eben diese Gegenden Helvetiens, welche zuerst, unter allen andern der Schweiz, in Sage und Geschichte, aus dem ursprünglichen Dunkel, ans Licht traten? Gegenden des Waadtlandes sind es, welche selbst in den Liedern des Nordens erscheinen. In der durch Karl v. Bonstetten bekannt gemachten, schönen Lodbroks-Saga Skanziens wird z. B. der Heldenzug der nordischen Krieger, längs dem Rhein gen Gallien und Italien, überliefert. Es sind zurückgebliebene Erinnerungen vom Zuge und Kampfe der furchtbaren Kymern und Theutischen gen Rom. Auf ihrem Wege zerstörten sie alle Vesten. Sie vernahmen von der großen und mannreichen Stadt Wiflisburg. Noch steht dies Wiflisburg, heut ein unbedeutendes Städtlein, südwärts dem Murtnersee. Sie lagerten sich davor. Es war mehr denn hundert Jahr vor unserer Zeitrechnung. Als sie nicht eindringen konnten, schlugen sie, lehrt die Saga, einen Wald ab, legten ihn um die Stadtmauern, zündeten ihn an, verbrannten den Ort und wanderten

*) Sanchuniathons Urgeschichte der Phönizier, mit Bemerkungen von Fr. Wangenfeld und Dr. G. F. Grotefend. Hannover 1836. B. 34. Beim Lesen regt sich gegen die Aechtheit des Ganzen mancher Argwohn, und doch wäre der Aufwand von Gelahrtheit und Grotefends Name für eine Mystifikation zuviel.

weiter bis gen Luna, einer alten, hetruskischen Seestadt, deren Livius einigemale gedenkt. Hier, auf dem Zuge nach Rom, begegneten sie einem Greise. Er trug eiserne Schuhe. Sie fragten ihn, wie weit es noch sei bis Rom? Der Greis zeigte ihnen die eisernen Sohlen; sie waren abgelaufen und dünn, wie ein Mohnblatt. Da verstanden sie, der Weg sei gar weit. Erschrocken kehrten sie um. Der Greis der Nordlandssage, war er nicht das mythische Bild von Marius?

Am lemanischen See geschah es, daß 107 Jahre vor unserer Zeitrechnung, zum erstenmal die Helvetier den römischen Welteroberern begegneten, und der Kriegsmann Divico, vom Gau der Tigurer, den Konsul L. Cassius schlug, und, wie die von den Römern selbst bewahrte Sage spricht, dessen Legionen unter das Joch gehen ließ. Ein vergeblicher Sieg. Fünfzig Jahre später ward ganz Helvetien römisch, und Wiflisburg, dann Aventicum geheißen (französisch jetzt Avenches) eine von des Landes Hauptstädten *). Zu Wiflisburg verlebte wahrscheinlich Kaiser Vespasian, dessen Vater daselbst wohnte, die schönen Tage seiner Kindheit. Alle Lebensbequemlichkeiten und Ueppigkeiten des cäsarischen Roms waren hier vereint, Tempel, Säulenhallen, Bäder, Paläste, Theater. Die Wellen des Murtnersees bespülten die Ringmauern, an deren Ueberbleibseln man noch in unsern Tagen die Eisenringe sah, woran die Schiffe befestigt worden waren. Heut aber füllt das Städtlein kaum noch den zehnten Theil vom weiten Raum des ehemaligen Aventicums aus. Man sieht noch in den Wiesen Reste der vierzehn Schuh dicken Stadtmauern und Thürme. Man findet noch Säulenstücke, zerbrochene Kapitäle, Trümmer von Amphitheatern und Wasserleitungen, Standbildern,

*) Caput Helveticorum heißt sie Tacitus.

Inschriften und Grabmälern*); viele in Bürgerhäusern, statt anderer Steine, zum Mauerwerk verbraucht. Im Boden der Gärten und Felder weit umher werden noch immer von Zeit zu Zeit Bruchstücke von Säulengesimsen, Altären, Bas-Reliefs, Statuen, auch Fußböden von mosaischer Arbeit, Münzen u. s. w. ausgegraben. Von den Allemannen erst, dann von Attila's Hunnen, ward Aventicum zerstört, welches früh schon christlicher Bischöfe Sitz geworden war, die sich damals nach Lausanne retteten. Jetzt ist dies Wiflisburg Hauptort eines waadtländischen Bezirks; ein Landstädtchen, das nur aus einer Straße besteht und etwa tausend Einwohner zählt.

Das alte Vibiscum in Antonia's Itinerarium, an der Straße der Römerlegionen nach Italien gelegen, das Vivesium des Mittelalters (heut noch in der deutschen Schweiz Vivis geheißen), ist gegenwärtig eine der niedlichsten, gefälligsten Städte des Waatlandes. In nachlässiger Schönheit streckt sie sich am Fuß des Jorat, am Rande des Sees, mit ihren mehr als vierhundert meist zierlichen Wohngebäuden, Kirchen, breiten Straßen, großen öffentlichen Plätzen, Lustörtern, Gärten und Pavillons aus. Die weite Wasserfläche des Leman zieht sich hier enger zusam-

*) Mag auch hier noch einmal die schon oft von Andern angeführte rührende Grabschrift der jungen Julia Alpinula stehen, von der Lord Byron sagte: „Ich kenne kein rührenderes Wort des Meißels, als dieses." Julia Alpinula hic jacet, infelicis patris infelix proles, deæ Aventiæ sacerdos. Exorare patris necem non potui; male mori in fatis illi erat. Vixi annos XXIII. (Hier eines unglücklichen Vaters unglückliche Tochter, Julia Alpinula, der Göttin Aventia Priesterin, ruh' ich. Des Vaters Leben erfleh'n konnt' ich nicht. Trauriger Tod ward ihm vom Schicksal. Ich habe 23 Jahre gelebt.) Der Grabstein ist nach England verkauft worden!

men, um das Gebirgsbild gegenüber deutlicher sehen zu lassen in seiner ganzen schwermüthigen Pracht, und seitswärts den finstern Schooß der wallisischen Riesenalpen, die da verworren durch einander drängen, ihre Häupter in ewigen Winter verhüllt. Nicht umsonst wählte Rousseau dies Paradies zur Bühne Wolmars und Heloisens, und ihrer Leidenschaften und Verirrungen. Hier in der Nachbarschaft Clarens, malerisch an den Felsen gelehnt, und auf der heitern Höhe, Rousseau's Pavillon; drüben am südlichen Seeufer, hoch über dessen Wellenspiel, Meillerie, mit dem darüber ragenden schwarzen Kuppen des Dents d'Oche! Dichtkunst und Natur haben diese Stellen klassischer gemacht, als es je Schlacht- und Siegesfelder halbvergessener Eroberer durch das Heldenblut ihrer kunst- und kriegsgerechten Schaaren von Menschen-Schlächtern werden konnten.

Vevay, mit seiner freundlichen Bevölkerung von mehr denn 4000 Seelen, gibt Alles, was eine Stadt so mäßigen Umfangs irgend zur Verannuthigung des Lebens, durch Geselligkeit und wissenschaftliche Genüsse, neben allen Reizen der Natur, anbieten kann. Auch manche alterthümliche Denkwürdigkeit zeigt es noch dem Fremdling. Bekanntlich lebte hier, verbannt als Königsmörder, einer von den Richtern Karls I. von England, Edmund Ludlow, vierzig Jahre lang, in seinem ihm von der Schweiz gewährten Asyl. König Karl II. hatte vergebens einen Preis von 300 Pf. Sterl. auf Ludlows Kopf gesetzt; vergebens seine Auslieferung begehrt. Er ließ ihn zu Vevay mit unköniglicher Rachsucht durch feile Banditen verfolgen, so daß dieser unbeugsame Gegner aller absoluten Gewalt gezwungen war, sein Haus gegen Ueberfälle zu befestigen. Ward doch zu Lausanne in derselben Zeit ein anderer Königsmörder, wie er aus der Kirche kam, durch einen Pistolenschuß von einem Unbekannten getödtet, der dann schnell verschwand und auf einer am Ufer bereit gehaltenen Barke über den See ent-

floh. Ludlow setzte über die Pforte seines Hauses die Worte: »Omne solum forti patria quia patris.« (Dem Tapfern ist jeder Boden Vaterland, weil des Vaters.) Sein Grabmal ist in der St. Martinskirche zu sehen; da auch das des Admirals Andr. Brougthon, dessen Grabschrift rühmt, er habe Karl I. das Todesurtheil vorgelesen.

Fröhlicher, als diese, ist eine Alterthümlichkeit anderer Art, die Feier des Winzerfestes von Vevay, dessen Ursprung wahrscheinlich aus den Tagen der Römer stammt, die hier an den Berghängen die ersten Reben gepflanzt haben mögen. Denn noch in unsern Tagen fand man beim Städtlein Cully, (Collium), zwischen Vevay und Lausanne, Trümmer ihres dem Bacchus geweihten Tempels und die Inschrift eines Steins: **Libero patri Colliensi**, (dem Vater Liber von Cully). Ohne Zweifel behagte den frommen Mönchen des Mittelalters der Wein des Ryfthals (oder Lavaux, wie diese Küste zwischen Vevay und Lausanne genannt wird,) nicht weniger*), als vorher den heidnischen Kehlen der Römer. Denn die Zellenbewohner der nun in Schutt liegenden Cisterzienser-Abtei Haut Chrest trugen durchaus kein Bedenken, auch das alte Bacchusfest, von ihren christlichen Winzern und Leibeigenen, lustig fortsetzen zu lassen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie den Prunkzügen und Ceremonien des Heidenthums einen billigen Zusatz von Christenthum beimischten. So sah man in den Prozessionen, wie sie bis auf uns gekommen sind, Bacchus mit Faunen und Thyrsusschwingern und einem hochwürdigen Abt einherschreiten; Ceres auf den Korngarben eines Wagens thronend und die Arche Noä; Silen auf seinem Esel, und die Traube Ka-

*) Noch jetzt wetteifert der Ryfwein siegend mit dem hochgepriesenen La Cote-Wein. La Cote heißt das Seegestade von Nyon bis Aubonne.

naas von Josua und Caleb getragen; schmunzelnde Mönche, muthwillige Winzerinnen, und Opferthiere mit vergoldeten Hörnern und Blumenkränzen geschmückt. Noch jetzt versammeln die Gutsbesitzer der ganzen Landschaft ihre Reb- und Ackerleute, sie gastlich bewirthend, zum Freudentag. Die Winzergilde (**abbaye des vigneros**) hat überdies ihr eigenes gesellschaftliches Kapital. Aber statt, wie ehemals alljährlich, geht, wegen des dabei gewachsenen Aufwandes und der allseitig herzuströmenden Mengen lust- und schaubegierigen Volkes, die Prozession nur alle sechs Jahre durch die Stadt Vevay. Auch die Anordnung der Feierlichkeiten ist geschmackvoller, denn vormals; und den ausgezeichnetsten Rebleuten werden aus den Zinsen einer eigenen Kasse Preise ertheilt.

Ich sage nichts von Vevay's Umgegend, den prachtreichen Aussichten auf den Stufen des Berg-Amphitheaters, über welches ein Teppich von Kastanienwäldern, Weinreben, Wiesen und Gärten gebreitet ist, hin und wieder durch einen Giesbach zerrissen, an dessen Ufern Lorbeeren, Granaten und Feigen im Freien reifen. Doch nicht immer, was zu offener Schau steht, ist das Schönste. Das Reizendste idyllischer Scenerien liegt oft in kleinen Seitenschluchten und Thälchen, gleichsam in den Falten des weiten, grünen Gebirgsmantels versteckt, wie das Veilchen im Grase. Auch das Schloß Chillon ruht da in der Nähe, nur zwei Stunden von Vevay.

Diese sechshundertjährige Burg, regellos, nach dem Geschmack oder Bedürfniß verschiedener Zeitalter zusammen gebaut, steigt aus dem Abgrund der Seewellen mit ihren düstern, felsenstarken Mauern, Schießscharten, kleinen und großen Thürmen, hervor, ohnweit dem Ufer, wie ein Ungeheuer der Gewässer. Es ist ein großartiges Bild, dies gothische, finstere Bauwerk mit seinem Hintergrunde steiler Senkungen und fantastischer Umrisse des savoyischen Hochgebirgs. Der Mensch scheint hier, der Fruchtbarkeit der

Natur, seine eigene moralische Fürchterlichkeit entgegenstellt zu haben. Wie vielen Jammers und wie manches qualvollen Todes Zeugen waren die dumpfen Kerkermauern und Verließe drunten, in der Tiefe der Fluten! Byron, um das Elend eines hier verlassenen und vergessenen Gefangenen darzustellen, wählte dazu ein Geschöpf seiner Einbildungskraft. Ihm war der arme Prior von St. Victor unbekannt.

Es war dies Franz de Bonnivard, Herr von Lunes, der im ersten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts die Genfer Priorei St. Victor empfing; ein starkmüthiger, edelherziger, mit den großen Geistern des Alterthums wohlvertrauter Mann, der, gleich ihnen, Freiheit und republikanische Tugenden über Alles ehrte. Darum ergriff er die Sache des Rechts für Genf, im Zwist mit dem Herzog von Savoyen. Der Muth, die Kenntnisse, die thätige und gewandte Feder des Priors wurden dem herzoglichen Hofe furchtbarer, als Genfs Waffen. Man stellte ihm nach. Er gerieth schon 1518 in Gefahr, zu Turin gefangen gehalten zu werden. Er entkam noch glücklich, wurde aber folgendes Jahr, auf einer Reise durchs Waadtland, von zwei falschen Freunden verrathen, ausgeliefert; erst nach Gex, dann nach la Grolée geschleppt, und auf Befehl des Fürsten zwei Jahre gefangen gehalten. Einer der Verräther gegen ihn war der Abt von Montheron gewesen; und dieser entriß ihm auch die Priorei St. Victor. Doch empfing er endlich sie und die Freiheit wieder durch Theilnahme des Genfer Bischofs Pierre de la Baume. Was Bonnivard gelitten, hatte seine Grundsätze nicht erschüttert, aber seinen Eifer geschärft. Savoyens Rache verfolgte ihn daher wieder mit verdoppelter Anstrengung. Als eines Tages, im Jahr 1530, der Prior im Begriff war, seine betagte kranke Mutter in Seyssel, einem französischen Städtchen an der daselbst schiffbaren Rhone, zu besuchen, ward er, obgleich ihm der Herzog von Sa-

voyen sicheres Geleit gewährt hatte, im Juragebirg überfallen, und gefangen ins Schloß Chillon geführt. Anfangs genoß er erträgliche Behandlung. Nach zwei Jahren aber wurde er in den tiefsten der Kerker gestoßen, wo er nichts, als das dumpfe Toben der Wellen zu seiner Seite vernahm, wenn sie im Sturm brandend gegen die Grundmauern stießen. Hier, in Finsterniß vergraben und vergessen, schmachtete er, bis die Berner im Jahr 1536 das Waadtland eroberten und das Felsenschloß des Sees mit Sturm nahmen. Als dem unglücklichen Bonnivard, ihm, wie Andern, welche wegen Anhänglichkeit an kirchlicher und bürgerlicher Freiheit Genfs, hier geduldet hatten, die Kerkerpforten geöffnet wurden, sah er Genf frei von Savoyen, und die Kirchenverbesserung siegreich. Die Stadt empfing ihn mit Jubel; gab ihm ihr Bürgerrecht; lohnte ihn mit anständigem Jahrgehalt und wählte ihn in den Rath der Zweihundert, wo er, als Gesetzgeber, gegen den Fanatismus der Reformatoren die heilige Sache christlicher Toleranz und Milde vertheidigte. Er starb hochbetagt und geehrt, vierundsiebenzig Jahr alt, im Jahr 1570. Zur Erbin seiner Güter setzte er dankbar die Republik ein, deren öffentliche Bibliothek seine, meist die Schicksale Genfs betreffenden, geschichtlichen Arbeiten in Handschrift bewahrt.

Vielleicht hätt' ich nicht so lange von dem edeln Bonnivard sprechen sollen. Aber ist der standhafte Heldensinn eines Dulders für Wahrheit und Recht, gegenüber brutaler Gewalt, nicht mehr werth, als das Schloß Chillon selbst?

---

17. Valsainte im Kanton Freiburg.

Die alte Karthause Valsainte, aus dem dreizehnten Jahrhundert, liegt, wenige Stunden von Gruyere, in melancholischer

Einsamkeit des Gebirgs, am nördlichen Fuß des prächtigen Moleson, der das Kreuz seines Gipfels 6180 Fuß ü. M. erhebt. Zwar hob Pius VI. die Karthause 1778 auf, und die Mönche zogen aus, unter des Volks, besonders der Weiber, lautem Wehklagen, wovon, wie der Abt von Hauterive meldet, Felsen und Wälder wiederhallten. Aber schon im Jahr 1791 bevölkerten sich die weitläufigen Gebäude wieder mit Mönchen aus dem Orden der Trappisten, die Frankreich verlassen hatten, und auch hier nur sieben Jahre lang Zuflucht fanden. Denn beim Ausbruch der schweizerischen Revolution zogen sie sich bis in die Einöden Rußlands zurück; kamen jedoch, sobald der erste Konsul Bonaparte die Ruhe hergestellt hatte, wieder in ihr „heiliges Thal" heim. Man kennt die herbe Regel dieses Ordens, dessen Glieder in stummer Weltentsagung, in eilfstündigen Gebeten und Gesängen, bei kärglicher Nahrung, harter Feldarbeit, nur Buße und Tod, unter ihrem „Memento-Mori-Gruß" denken sollen. Indessen hinderte das Alles doch den Pater Augustin, Abt von Valsainte, nicht, der feinste Weltmann zu sein, und sogar für einen Spion Bonaparte's gehalten zu werden.

Marschall Ney, damals Großbotschafter Frankreichs in der Schweiz, hatte mit diesem geheimnißvollen Büßer ein Begegniß eigener Art. Dem Marschall war nämlich einer seiner Grenadiere entlaufen, der inner den heiligen Mauern des Valsainte Zuflucht gefunden hatte. Ney beschied den Abt vor sich und stellte ihn zur Rede. Pater Augustin ließ sich durch den General nicht einschüchtern, der in der Hitze des Wortwechsels aufsprang und schrie: „Unverschämter Mensch, ich lasse Sie zur Thür hinauswerfen!" Der Abt, mit unerschütterlicher Ruhe, verbeugte sich tief und sagte: „In dem Fall zieh' ich mich zurück, um Ihnen die Schande zu ersparen." Und er ging. — Doch acht oder zehn Tage nach diesem Auftritt befand sich der Marschall eben beim Landammann

d'Affry in Freiburg, als ein französischer Courier mit Depeschen von Bonaparte für den Großbotschafter ankam. Dieser bat um Erlaubniß, einen Blick hineinzuwerfen und hatte es kaum gethan, als er in helles Lachen ausbrach. „General," sagte der Landammann: „Sie haben ohne Zweifel angenehme Nachrichten aus Paris?" — „Ja," antwortete der Marschall: „Sie wissen, ich hatte neulich da mit dem Pfaffen von Valsainte eine Geschichte; jetzt zieht mir die vom ersten Konsul einen derben Wischer zu. Weiß der Teufel, was dahinter steckt!"

Der hochwürdige Abt, der auch mit der Regierung zu Freiburg von Jahr zu Jahr Händel hatte, besaß Vermögen genug, die Grundstücke seines Klosters beträchtlich auszudehnen; sogar in seiner Nachbarschaft ein Kloster von Trappistinnen anzulegen, denen er seine Schwester zur Vorsteherin gab; und sich endlich mit einer Kolonie von geistlichen Brüdern und Zöglingen zu umringen, deren Zahl über 100 betrug, ungerechnet die erwähnten 48 geistlichen Schwestern im benachbarten „Klein-Riedera". Der ehrwürdige Büßer, wer hätte es glauben sollen? der dem großen Napoleon gute Dienste geleistet haben mochte, diente aber auch, mit heiliger Schlangenklugheit, zugleich gegen ihn als Spion der Bourbonen. Das wurde verrathen. Napoleon verlangte am 21. August 1811 seine Auslieferung von der Regierung von Freiburg, wegen eines an Frankreich begangenen Staatsverbrechens. Abt Augustin indessen hatte schon den Tag vorher durch eine Staffette aus Paris Nachricht von dem erhalten, was bevorstehe, und verschwand, Niemand wußte, wohin? Die Regierung hob noch in demselben Jahr das Kloster von Valsainte auf. Das Haus der Trappistinnen zu Riedera hatte dann im Mai 1812 das nämliche Schicksal.

Allein kaum war Napoleon gestürzt und, im Jahr der Restaurationen, die Aristokratie von Freiburg so gut, als möglich, wieder hergestellt, erschien auch der unermüdliche Trappisten-Abt, im

März 1815 abermals, um von neuem Besitz von Valsainte zu ergreifen. Seine Mühe blieb jedoch eitel, weil es an Geld gebrach. Vermuthlich ging er nach Frankreich. — Man sieht, heutiges Tages verstehen die Heiligen noch so gut, als jemals im Mittelalter, Rollen zu spielen.

Dergleichen Geschichtchen aber, selbst wenn sie auch häufiger wären, was sie jedoch, zur Ehre der Geistlichkeit sei es gesagt, keineswegs sind, vermindern nicht die angestammte Vorliebe und Ehrfurcht, welche die gutmüthigen und glaubensreichen Bewohner des freiburgischen Landes für Alles hegen, was priesterlich ist. Für sie ist der kirchliche Ritus und dessen unverstandenes Geheimniß, so wie die Gottesverwandtheit des Priesterthums, die Religion selber. Und wenn ihnen im Licht des verbesserten öffentlichen Unterrichts Vieles anders erscheinen, ja, wenn die Geistlichkeit selber wagen würde, ihnen hellere Begriffe zu geben: sie würden in diesen nur Ketzereien, in jenem nur Verblendungen der gottlosen Vernunft wahrnehmen. Es gehören Menschenalter dazu, Völkerschaften vom Ueberlieferten abwendig zu machen. Die Gewohnheit des Irrthums ist mächtiger, als die Erkenntniß desselben, selbst bei gebildeten Personen. Und wenn man noch heut da und hier eine mit dem Teufel vermählte Hexe verbrennen wollte, zweifle Niemand, die fromme Menge würde heute noch dem Auto-da-Fé mit der nämlichen Andacht zuschauen, wie im Jahre 1634, als man die unglückliche Mia Varmy, welcher der Landvogt zu Rue das Geständniß ihrer Zaubereien abgefoltert hatte, lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Noch vor etwa zehn Jahren konnte sich ein fröhlicher Bauchredner glücklich preisen, daß er den Bauern entwischen konnte, die ihn wegen seiner scherzhaften Kunst in den glühenden Backofen schieben wollten.

18. Neuenburg.

Die Hauptstadt dieses Kantons ruht malerisch an dem See zu Füßen des mit schwarzen Tannenforsten überkleideten Chaumont. Im Schatten mehrhundertjähriger Linden auf der Schloßterasse, am Felsen oberhalb der Stadt, übersieht man diese und die weite Wasserfläche des Sees, von den Ufern Berns, Freiburgs und des Waadtlandes umspannt, und den Horizont rings mit entfernten Hochgebirgen bekleidet. Das Schloß selber, einst den streitbaren Grafen von Neuenburg, dann eines preußischen Gouverneurs Sitz, ist minder sehenswerth; ein weitläuftiges, schweres Bauwerk des dreizehnten Jahrhunderts, dem noch gegenüber die alterthümliche Schloßkirche gelegen ist.

Was für die Anmuth und Bequemlichkeit, für Wissenschaft, Kunstliebe, öffentlichen Unterricht und Armenpflege einer Stadt solchen Umfangs dienen kann, besitzt Neuenburg. Und wodurch sie am meisten einer Schweizerstadt gleicht, ist, daß sie die vortrefflichsten und kostbarsten ihrer Stiftungen und öffentlichen Anstalten nicht eigentlich der Sorgfalt und Freigebigkeit ihrer Regenten, sondern vorzüglich dem Gemeinsinn ihrer Bürger dankt. So steht, dessen ein Denkmal, das große und schöne Gebäu des Spitals da, welches J. E. Pourtales (im Jahr 1808) für bedürftige Kranke gründete. Er eröffnete es den Leidenden jedes Landes und jeder Religion. Der Protestant baute sogar eine Kapelle, zum Behuf des katholischen Gottesdienstes, hinzu.

In der ersten Hälfte vorigen Jahrhunderts wanderte von Neuenburg ein Jüngling nach Genf aus, um daselbst die Handlung zu lernen. Er war der Sohn unbemittelter Aeltern und hieß David Pury. Seiner Wißbegierde und kaufmännischen Spekulation sagte aber Genf zuletzt nicht länger zu, und er begab sich nach London, sein Glück auf dem großen Stapelplatz des Welt-

handels zu suchen. Gewerbig, sparsam und in Berechnungen voll Scharfsinns, gewann er nach einigen Jahren genug, um aus eigener Kraft größere Unternehmungen zu wagen. Er ging, als Juwelenhändler, nach Spanien, endlich, um den Diamanten aus den Gruben der brasilischen Serra-do-Frio näher zu kommen, nach Lissabon. Hier ließ er sich zuletzt für immer nieder und betrieb, neben dem Diamanten- und Pretiosen-Handel, ansehnliche Bankgeschäfte. Sein Reichthum wuchs von Jahr zu Jahr an. Er verwendete ihn mit Edelmuth. Zu Lissabon ward er Vater der Armen, der Schutzengel der Nothleidenden. Prunklos und einfach in seinem Leben, reizten ihn, wie angesehen er auch am portugiesischen Hofe war, weder Titel noch Orden. Auch seiner Vaterstadt blieb er eingedenk. Er sandte ihr im Jahre 1779 zur Erbauung eines neuen Armen- und Krankenhauses 100,000 Thaler und wiederholte in den beiden folgenden Jahren die gleiche fürstlichgroße Gabe. Jährlich schickte er zur Hülfe der Armen 300 Louisd'or. Zur Pflege bedürftiger Predigerwittwen vergrößerte er den dafür bestehenden Fond beträchtlich. Ebenso übermachte er große Summen Geldes, theils als Beitrag zum Bau eines neuen Rathhauses, theils zur Anlegung einer neuen und prächtigen Handelsstraße nach Basel, theils zur Verbesserung der elenden Landstraßen in der Grafschaft Valangin. Und als er im J. 1786 hochbetagt, im siebenundsiebenzigsten Lebensjahre, starb, vermachte er der Vaterstadt sein ganzes Vermögen von mehr denn drei Millionen Livres; die eine Hälfte davon für Kirchen, Schul- und Armenanstalten bestimmt, die andere zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen. Es thut dem Gemüthe wohl, wenn es sich in der Erscheinung eines so seltenen und großen Bürgers erheben kann.

Die Neuenburger hatten dem Greise noch während seines Lebens ihren Dank bezeuget. Doch für sie gab es, so scheint's, nichts

Höheres, nichts Köstlicheres, als ein Ordensband oder eine Titulatur und ein Rang. Sie wendeten sich an Friedrich den Großen, König von Preußen, und bewirkten, daß er den kinderlosen, bescheidenen Mann in den Freiherrnstand erhob. Als wenn nun der Baron David von Pury etwas Höheres gewesen wäre, denn der Bürger und Juwelenhändler David Pury!

Je weiter man von der Hauptstadt emporsteigend in das Land hinauf kömmt, je höher hebt es sich, je niedriger sinken links und rechts die Bergketten, je unfruchtbarer oder unzahmer wird der Boden. Die Fruchtbäume verschwinden. Mitten im Sommer haben die Wohngebäude winterliche Vorfenster, zwischen denen und den innern Fenstern die Töchter des Hauses ihren Blumenflor erziehen, die in freier Luft ein Nachtfrost tödten könnte. Das Gärtchen, neben der Behausung, kann nur für das Bedürfniß der Küche dienen; zur Zierde darin stehen doch aber zuweilen ein Paar gemeine Pappeln, von verkümmertem oder verkrüppeltem Wachsthum. Man athmet in diesen Thälern bei 3000 Fuß über dem Meer erhaben. Oft sind sie tief verschneit, während man noch in den Rebländern längs den Ufern des Neuenburgersees Weinlese hält. Die Wohnungen sind in ihrem Bau gegen die Unbill der Witterung berechnet; aber sie verrathen im Aeußern behaglichen Wohlstand, im Innern Sinn für geschmackvolle Verannuthigung des Lebens. Selbst die Zimmer der Minderbemittelten glänzen von appenzellischer Reinlichkeit und Ordnung. Die Geräthschaften sind zierlich, zuweilen kunstvoll, oft prächtig. Nationaltracht des Landmanns ist hier nicht, wie in den meisten andern Kantonen. Fast alles geht städtisch gekleidet und zeigt sich zuvorkommend, gefällig, mit städtischen Sitten. Man sucht die Rohheit des gemeinen Haufens in den Dörfern fast vergebens. Aber in vielen ländlichen Hütten findet man klassische Schriftsteller Frankreichs, auch Deutschlands, Erbauungsschriften, geographische und mathematische Werke, oder

mehrere musikalische Instrumente zum geselligen Gebrauch. Die Winter dauern sieben Monden, und neben den stillen Freuden im Familienkreise, bei höchst einfacher Kost und Lebensweise, liebt man edlere Nahrung für Geist und Herz.

In den meisten Thälern der sogenannten Hirtenländer, wie in denen von Uri, Unterwalden, Schwyz, Wallis, Freiburg und dem bernischen Oberlande, herrscht, unter mildern Himmel, weit größere Fruchtbarkeit des Bodens; dennoch aber kein Wohlstand, keine Gewerbthätigkeit, keine Aufklärung und Volksbildung, wie hier. So leisten die Hochthäler den Beweis, daß Armuth eines Landes weniger Folge von der Unfähigkeit des Erdbodens zum Anbau, als vom Anbau des Geistes seiner Bewohner ist, und daß Stiefmütterlichkeit der Natur selten so verderblich, als die Stiefmütterlichkeit der Hierarchie oder Aristokratie wirke. Die Dörfer dieser Jurahöhen sind theils von Familien belebt, welche Alpenwirthschaft treiben, theils von Familien sinnreicher Künstler, Handwerker, Fabrikanten und Handelsleute, die in fremden Ländern Waarenniederlagen und Geschäftshäuser besitzen. Viele treiben im Sommer Landbau und Viehzucht; im Winter Uhrmacherei und Weberei von zarten Gespinnsten, Spitzen, Strümpfen u. s. w.

Diese rührige Gewerbsamkeit der hohen Juralande hat wahrlich weder die Weisheit der Gesetzgebung, noch die Klugheit der Regierungen erzeugt. Gesetzgeber und Regenten leisten ihr Höchstes, wenn sie die Hindernisse des Guten nur selber nicht schaffen, sondern sie aus dem Wege zu räumen verstehen. Niemand weiß sich besser zu helfen, als Jeder sich selbst, wenn man ihm den Gedanken frei und die Hand ungebunden läßt. Dieses Glücks konnte sich wenigstens das Volk des neuenburgischen Hochlandes unter seinen entfernten Fürsten freuen, welche der selbstsüchtigen Begehrlichkeit der Aristokratie entgegenwirkten.

Eines Tages, es war im Jahr 1680, kam ein Mann des Tra-

versthales von langen Reisen in seinem kleinen Geburtsort La Sagne an. Er hatte aus England eine Taschenuhr mitgebracht. Das ganze Fürstenthum hatte dergleichen Wunderwerk nie gesehen, geschweige das Dorf. Man eilte viele Stunden Wegs weit herbei, das merkwürdige Ding anzustaunen. Aber leider, die Freude dauerte nicht lange; die Uhr war bald verdorben. Wer konnte das Zauberstück herstellen? Jeder bedauerte den Besitzer, den man vorher beneidet hatte. Da trat ein junger Mensch, Daniel Jean Richard, hervor und gab Trost, er wolle das künstliche Geschöpf wieder heilen. Der dies verhieß, war selbst aus dem Dorfe. Man kannte seine Geschicklichkeit wohl zu allerlei Arbeit in Holz, Stein und Metall. Ja, ohne in seinem Leben eine Uhr gesehen zu haben, hatte er sich einen Stundenanzeiger erfunden. Freilich ein sehr ungeschlachter Mechanismus; ein hölzerner Kasten, ein Paar Walzen mit Stiften darin und Schnüren. Eine Schiefertafel war das Zifferblatt; ein Stück Eisen der Zeiger. Die Uhr aus England begriff er aber, so wie ihren Fehler, auf der Stelle. Um sie in Ordnung zu bringen, mußte er gehörige Werkzeuge dazu besitzen. Er erfand sie; hatte sie in Jahresfrist fertig; nach einigen Monaten ging die Uhr vollkommen. Jetzt versucht' er selber Uhrmacher zu werden. Er hörte, man zähne in Genf die Räderchen vermittelst einer einfachen Maschine. Er machte sich sogleich auf und dahin zum Erfinder der Maschine. Der arme Richard! Er war vergebens gegangen; hatte nicht an Kunst- und Brodneid gedacht. Der Erfinder verheimlichte ihm das wichtige Arcanum. Er untersuchte das Zahnwerk der Uhren auf alle Weise, bis er den Mechanismus errieth, durch den es am leichtesten zu schaffen war. Er versuchte; es gelang. Er war Uhrmacher. Er unterrichtete später seine fünf Söhne; er nahm andere junge Leute von La Sagne zu sich, die ihm Hülfe leisten mußten. Richard ward der Gründer des Wohlstandes in diesen Thälern, und des Anbaues der höchsten Ge-

genden derselben. Wahrlich der Mann wäre des prächtigsten Denkmals werth! Doch er bedarf dessen nicht. Man muß denen nur Denkmale bauen, die sonst vergessen werden würden; sie sind ein Ueberfluß für die, welche sich schon selbst in ihren Werken verewigt haben.

Der von ihm eingeführte Fabrikationszweig verbreitete sich schnell. Richard half nach allen Kräften dazu. Er ließ sich späterhin in Locle nieder. Als er im Jahr 1741 starb, war sein sinnreiches Gewerbe schon außerordentlich ausgedehnt. Jährlich werden nun bei 130,000 Taschenuhren und bei 1000 Pendeluhren ausgeführt, von verschiedenem Preise; in verschiedenem Geschmack gearbeitet; similorene, silberne, goldene. Silberne, starke, breite für die Landleute der Schweiz und Deutschlands; flache, zierlich geschnitzte für Frankreich und Italien; einfache, solide von Gold für die Kaufleute von Holland und England; andere, mit Perlen und Schmelzwerk geziert, für Madrid und Lissabon; andere, mit wunderlichen Arabesken und Schnörkeln für die Levante, von wannen sie ins tiefste Asien wandern. Der Mann kann im Winter bei der Arbeit in einem Tag auf acht Franken, der kleinste Lehrknabe wohl sechs Sous verdienen. Bei der höchst einfachen Lebensart des Künstlervolks kann der Landmann die Uhren wohlfeiler liefern, oder mehr daran gewinnen, als der Städter im aufwandreichen Genf.

Das weibliche Geschlecht beschäftigt sich mit Spitzenklöppeln. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verfertigte man nur grobe Waaren dieser Art im Val Travers, und ließ sie in Frankreich durch Hausirer vertragen. In der Mitte desselben Jahrhunderts zählte man schon 3000, jetzt bei 8000 Spitzenklöpplerinnen jedes Alters. Man verfertigt die Elle zu 4 Sous bis auf 68 Francs. Man führt davon nach allen Weltgegenden aus. Man berechnet den Ertrag von diesem Luxusartikel jährlich auf 1,500,000 Fr. und den Gewinn der Arbeiter daran auf 800,000 Fr.

Sonst zählte das kleine Land sieben Indiennefabriken; jetzt nur sechs derselben; aber diese liefern weit mehr Waare, als sonst die sieben. Den ersten Versuch in dieser Fabrikation machte im Jahr 1730 ein Blaufärber im Val de Ruz. Man schlägt jetzt die Anzahl der jährlich verfertigten Stücke auf 120,000 bis 130,000 an, jedes zu 16 Stäben, und den Taglohn der Arbeiter durchschnittlich auf 7 Sous. Wahrlich ein geringer Lohn! Und doch leben die Leute dabei anständig, ohne Mangel.

Wie könnten die schweizerischen Fabriken überhaupt mit denen des Auslandes, selbst mit denen Englands, trotz allen verhängten schweren Grenzzöllen und Zollvereinen, konkurriren, wenn der Taglohn theurer wäre; wenn hier nicht die Alles segnende Freiheit des Gewerbs und Verkehrs bestände; wenn hier nicht die Natur zum Betrieb der größten Maschinenwerke hülfreich ihre Wasserschätze in Fülle böte; wenn hier nicht die Kargheit des Bodens den menschlichen Geist zwänge, erfinderisch zu werden? Trotz der geringen Taglöhne, vernimmt man in der Schweiz nichts von jenen Zusammenrottungen, Ausschweifungen und Aufständen der Fabrikarbeiter, welche in den großen Gewerbsstädten Frankreichs, Englands und Deutschlands keine Seltenheiten sind. In der Schweiz wohnen die Arbeiter nicht in Städten massenweise beisammen, sondern zerstreut in benachbarten Dörfern und Weilern. Sie leben nicht bloß von Beschäftigungen in den Fabriken; die Familien haben in den Dörfern Eigenthum, Haus, Wiese- und Ackerland, welches sie in Früh- und Spätstunden des Sommers anbauen. Der Gewerbsherr ist von ihnen eben so abhängig, als sie es von ihm sein mögen. Beide stehen einander frei gegenüber. Die Fabriken selbst werden nicht bloß in Städten aufgestellt, sondern in und neben Dorfschaften, wo ein Strom, ein Bach durch sein starkes Gefälle dazu einladet und Arbeiter um mäßigen Lohn zu haben sind.

Doch Uhren und Spitzenklöppeleien sind beiweitem nicht allein die Beschäftigungsarten des neuenburgischen Volks. Da ist noch eine Menge der Werkstätten zur Verfertigung von mechanischen Instrumenten, Schnallen, Knöpfen, Messern u. s. w. Mit gleichem Eifer und Glück wird Alpenwirthschaft, Viehhandel und Viehmästung betrieben, meistens mit besserm Geschick als in den sogenannten Hirtenländern. Die Neuenburger Käse haben Ruhm und Güte der besten Greierzer Käse. Das Val-de-Ruz widmet sich besonders der Landwirthschaft. 4000 bis 5000 Morgen Reblandes in den untern Gegenden längs den Seeufern erzeugen bei drei Millionen Maß trefflichen Weins, von welchem jährlich für mehr als eine halbe Million Franken außer Landes verkauft wird.

Locle, wie das benachbarte La Chaux-de-Fonds, große Dörfer oder Flecken, oder wie man sie nennen will, tragen in Europa bekanntere Namen, und sind städtischer gebaut, als manche oder viele größere Städte Europens. Sie sind Zeugen dessen, was Geistesbildung, was Industrie im Volk vermag. Sie liegen da, in einem öden, steinigten, rauhen Jurathal; Chaux-de-Fonds 3070, Locle 2780 Fuß über dem Meere; jenes mit 6000 bis 7000 Seelen, dieses mit 5000 bis 6000 Menschen bevölkert, meistens Handwerkern, Künstlern, Fabrikanten, reichen Kaufleuten. Hier fehlt nichts, was zur Behaglichkeit des Lebens gehört: Privatbibliotheken, Konzert, Schauspiel, selbst Freimaurerloge und manche andere schöne Stiftung. Die edelste Stiftung ist wohl die große Anstalt zur Erziehung armer und verwahrloster Kinder des Landes. Ein Fräulein Calame gründete sie zu Locle; begann mit fünf Kindern. Unterstützt durch Wohlthätigkeitssinn der Mitbürger, ward die Zahl über hundert vermehrt. Ein junges Frauenzimmer zu Colombier, Namens Dupaquier, vergabte im Jahr 1829 allein an die Anstalt 50,000 Fr. — Im Jahr 1833 verzehrte eine furchtbare Feuersbrunst zu Locle bei vierzig Häuser; sie stiegen

in kurzer Zeit wieder aus dem Boden hervor, schöner denn zuvor. Nachdenken, Kunstgeschick und Gemeingeist nehmen es keck mit allen Schrecken auf, welche die Natur dieser Hochgegend bereiten kann. Der kleine Bergstrom der Biebs, welcher alles Wasser des zwei Stunden langen Locle-Thals aufnimmt, drohte den ganzen Thalgrund in einen weiten Sumpf zu verwandeln. Man gab ihm einen gefahrlosen Ablauf, indem man unter der Erde einen 800 Schuh langen Kanal oder Stollen (in den Jahren 1802 bis 1806) durch Felsen sprengte. Derselbe Fluß stürzt sich eine Viertelstunde von Locle in einen Abgrund von Felsen, zwischen denen er sich unterirdisch verliert. Er bildet drunten weit ausgewaschene Höhlen und Gewölbe, durch die er niederfährt. Ein sinniger Mann von Locle ließ es nicht unbenutzt. Es fehlte noch der Gegend an Mahlmühlen. Jonas Sandoz baute, es mögen hundert Jahre sein, vier Mühlen dahin, senkrecht eine über die andere. Man steigt bei zweihundert Schuh tief hinunter.

Es ist der Mühe werth, das Schauspiel des schauerlichen Wassergrabes zu genießen, welches sich der menschliche Kunstfleiß dienstbar zu machen wußte. Keinem ahnet die Größe und Furchtbarkeit des Schauspiels, wenn er sich durch die einförmige Landschaft dem Orte naht. Man erblickt Mühle und Wohnung des Müllers, durch einen Fahrweg von andern Gebäuden getrennt. Links und rechts ragen hohe nackte Felszinken empor, wie phantastische Thürme gestaltet, da und hier durchlöchert zum Herausschauen; zwischen beiden eine siebenhundert Schuh hohe Felsenbank, die bequem zu ersteigen ist. Man nennt sie Cul des Roches. Niemand betritt sie zum erstenmal, ohne droben von dem überraschendsten Anblick betroffen zu werden. Man sieht die Ebenen Frankreichs und weit in die Ferne hinaus. Zu Füßen strömt ruhig der Doubsfluß zwischen grünen Wiesen. Einzelne Häuser mit kleinen Gärten ruhen am Ufer; Heerdenvieh irrt einzeln durch die Flur.

Im Mühlgebäude selber führt, vom obern Mühlenwerk, eine in Fels gemeißelte Treppe, wie in einen Keller hinab. Aber der Keller erweitert sich. In der Finsterniß drunten arbeitet eine zweite, weit tiefer noch eine dritte, und noch tiefer eine vierte Mühle. Dasselbe Wasser, welches die obern Werke und Räder treibt, stürzt auf die untersten, wo dann ein Felsenrachen, den man, wie ähnliche andere, in der Landessprache Chaudière nennt, zuletzt alle Fluten verschluckt. Das Stampfen, Rollen und Lärmen der Mühlen in diesem Abgrund, über und unter uns, welche die vorhängenden Klippen zu zermalmen drohen; das Durcheinandersausen, Pfeifen und Donnern der herabfahrenden Wogen, die sich zwischen den finstern Labyrinthen des Gesteins tausendfach zerschlagen; der trübe Schimmer der Lampen, ihr unheimlicher Wiederglanz von den feuchten Umgebungen, durch welche schaumweis die hangenden Wellen wandeln, und wo sich Alles, Flut und Fels, durcheinander zu bewegen scheint — es ist wie ein Vorhof der Hölle, worin, statt der Feuerflammen, tanzende Wassersäulen gaukeln und rauschen. Die Chaudière, oder der Kessel, in welchem sich das Wasser zu den unbekannten Eingeweiden der Erde verliert, liegt noch 30 Schuh unterhalb der tiefsten Mühle.

Aber das ist nicht das einzige Werk dieser Art im Lande. Fast ein ähnliches sieht man auch in der schönen Gegend des Val Travers, und zwar bei Couvet, dem Stapelplatz und Hauptsitz des Spitzenhandels und der Spitzenfabrikation, einem Dorfe, welches mit seinen ansehnlichen Gebäuden eher einer Stadt gleicht. Da hängt zwischen senkrechten Felsen, in dunkler Kluft, durch die ein mächtiger Bach fällt, über dem schauerlichen Abgrund, eine Mahl- und Sägemühle, **le moulin de la Roche** geheißen. Unter ihren Bewegungen und Schlägen erdröhnen alle Felsen.

Ohnweit Lachaurdefonds verliert sich der Bach des Thales ebenfalls in Felsengrotten. Aber die Natur hat da vergessen, sie

für Anlegung von Räderwerk geräumig und bequem genug zu machen. Menschliche Kunst half nach. Ein Raum von mehr denn 12,000 Kubikfuß ward in die Kalkfelsen eingesprengt und ausgemeißelt, wo doppelte Räderwerke, Kufen, Mehlkasten ihren Platz haben. Vor dem Eingang der Höhle, und eins mit ihr, steht ein stattliches Gebäu aufgeführt. Das Wasser des Bachs, in einem eigenen Teich gesammelt, wird, soviel als nöthig, zu den Rädern der Mühle geleitet, eh' es die Spalten des Gebirgs aufnehmen.

Westwärts im höchsten der Bergthäler von la Brevine liegt der kleine See von Etalières, bei 3000 Fuß über dem Meere. Auf der Mittagsseite des Ufers ergießen sich seine Gewässer in zerklüftete Felsen, und treten, wie man vermuthet, oder erforscht haben will, in ziemlicher Entfernung von da, wieder bei dem Dorfe St. Sulpice im Val Travers, als Quelle der Reuse, wie ein gewaltiger Strom, hervor, welcher sogleich dem Gewerbsfleiß dienstbar gemacht wird. Aber auch jener Abfluß des Etalèresees in einsamer Gegend ist mit ungemeiner Sinnigkeit benutzt, sehenswürdige Mühlwerke über dem Absturz des Wassers zu bauen. Es sind fünf derselben beisammen in den Bergschlund hineingestellt, der durch starke Gemäuer von Quadern in eben so viele Kammern abgetheilt ist. Zu jeder derselben wird das Wasser in gewölbten Kanälen geführt, mit Schleußen versehen. Wenn die Frühlingssonne den Schnee schmilzt, oder anhaltende Regengüsse das Thal überschwemmen, werden jene Kammern oft mit weit mehr Wasser angefüllt, als die Felsenrachen der Tiefe verschlucken mögen. Aber so wohlgeordnet, so stark ist der kühne Bau, daß er nichts fürchtet und nichts leidet.

Das ganze hiesige Gebirg ist voll ähnlicher Durchklüftungen, Schluchten und Höhlen. Seitwärts Les Verrieres, hart an der französischen Grenze, erhebt sich das Gebirg zur Côte aux

Fées. Die Felsen sind hier überall voll weiter Grotten. Die größte derselben erstreckt sich durch den ganzen Berg, und wird von Säulen aus Tropfstein in drei Hallen getheilt, deren bedeutendste einige hundert Schuh entlang zu einer Oeffnung führt, die über einem Abgrund von 400 bis 500 Fuß weithin das Thalgelände überschauen läßt. Die Höhle heißt Temple aux Fées. Wunderbar genug wäre sie für ein Feenwerk. Aber man thut wohl, den geisterartigen Zauberwesen nicht zu trauen, die darin nisten mögen. Man besucht ihren Tempel auch nur selten, in welchem der Neugierige durch herabstürzendes Gestein und auf schlüpfrigen Pfaden Gefahr läuft, von ihren Tücken zu leiden. — In vieler Hinsicht würde der Name eines „Feen-Tempels" wohl jener majestätischen Höhle mehr anstehen, welche neben dem Quell der Orbe, ohnfern den neuenburgischen Grenzen, beim waadtländischen Thaldorf Valorbe, am Ausgang des Jourthals, zu sehen ist. Aber die Leute der Umgegend nennen sie nur schlechthin Feenhöhle, Cava di Faie. Und doch ist schon der Zugang so romantisch-wild, wenn gleich beschwerlich, wie nicht leicht zu irgend einem andern Feenneste der Schweiz. Hat man die letzte der menschlichen Wohnungen im Thal hinter sich gelassen, so verrammelt zuletzt ein riesiger, halbrunder Berg den Weg durchs Dickicht, wie ein altgothischer Thurm. Eine schwarze Krone von Tannen flicht sich um sein Haupt. Sein Fuß ruht über der gewaltigen Quelle der Orbe, die sogleich als Waldstrom hervorbricht, um Eisenwerke und Hammerschmieden zu treiben. Vermuthlich sind sie der Abfluß des Brenetsees im Jourthal, der etwa 700 Schuh darüber im Gebirg liegt, und sich in den Spalten eines Felsentrichters verliert, nachdem er über dem Schlunde noch die Sägemühlen von Bonport getrieben hat. Die 500 Schuh weite Felskammer der Cava di Faie ist ein furchtbares Trümmerwerk von stehenden und umgestürzten Säulen. Eine Felsenstiege führt zu

einer Gallerie oder Emporkirche hinauf, von wo man das Chaos übersieht, und zugleich in der Höhe die kegelförmige Auswölbung eines mehrere hundert Schuh hohen Doms. An den Wänden zeigen sich seltsame Charaktere, wie Schriftzeichen. Es wär' ein Wunder, wenn der ländliche Aberglaube des Alterthums nicht diese Seltsamkeiten alle zu einer mährchenhaften Sage gebildet hätte. Ja, ein Palast, ein Tempel der Feen war dies unterirdische, riesenhafte Bauwerk. Von da aus besuchten die kleinen, niedlichen Berggöttinnen ihre Nachbarschaften, und brachten sie den Hütten der Sterblichen Rath und Trost, oft köstliche Geschenke. Aber ein junger, verwegener Hirt schlich ihnen einst nach; man weiß nicht, ob aus Neugier, oder von einem Liebesrausch verführt. Da fand er die zarten, überirdischen Jungfrauen alle schlafend. Der Unbescheidene schlich mit der Fackel von einer zur andern suchend. Sein durch die Hallen tönender Fußtritt weckte aber die Schlummernden. Schamvoll und zornig sprangen sie auf. Ein Wink; Alles war Finsterniß; der Tempel stürzte zusammen und die Feen entflohen, indem sie den jungen Waghals mit sich nahmen. Man hat ihn nie wieder gesehen; aber auch die zarten Oreaden verschwanden seitdem aus der ganzen Gegend.

Vielleicht die mächtigste aller Berghöhlen des Kantons Neuenburg mag die im Val Travers sein; sie soll sich breit und hochgewölbt in einer Länge 2000 bis 3000 Fuß durch den Berg strecken. Andere behaupten, wohl eine Stunde Wegs. Wer hat aber ihr Ende erblickt? Mondmilch und wundersam gestaltete Stalaktiten überkleiden ihr Inneres. Die Landschaft, beim Eingang, ist eine der reizendsten des Thals. In der Nähe ragen graue Thurmtrümmer einer Burg vom Hügel auf. Die Ruine ist unbekannter Abkunft. Dann stürzt neben der Höhle ein hoher Wasserfall, der „Sourdebach", aus dem Felsen hervor. Gegenüber liegt in der Ebene, von Fruchtfeldern umgrünt, die älteste Pfarrei des Thals,

von Landleuten, Fabrikanten und Künstlern bewohnt, Motiers Travers. Auch ist sie berühmt worden durch Jean Jacques Rousseau's Aufenthalt, als er, vor dem Zorn des Genfer Senats, von Ifferten hinweg, hieher floh, wo er seine „Briefe vom Berge" schrieb. Der Philosoph, welcher das sonderbare Schicksal hatte, mit gleicher Wuth von Schauspielern, Opernsängerinnen, Bischöfen, Schriftstellern, republikanischen und monarchischen Obrigkeiten, protestantischen und katholischen Geistlichen, Tonsetzern und Schulmeistern verfolgt zu werden, verlebte im Dorfe Motiers einige glückliche Jahre. Theils die reine, gesunde Luft und die Anmuth der Umgebungen, theils die Nähe einer eisen- und schwefelhaltigen Heilquelle, locken noch heut in den Sommermonden Fremde her. Der gute Rousseau hatte, bei seiner Reizbarkeit, den kleinen Fehler, er konnte nicht schweigen, wenn man ihn, seiner Ueberzeugungen willen, mit einer Fluth von Schmähschriften, Karrikaturen, geistlichen Bannflüchen, Epigrammen, Hirtenbriefen, obrigkeitlichen Landesverweisungen und Spottliedern überschüttete. Seine „Briefe vom Berge" versetzten aber den rechtgläubigen Kalvinismus der Genfer Pfarrer und, durch diesen, Rath und Bürgerschaft der Stadt in die zornigste Bewegung gegen ihn. Er glaubte sich freilich unter dem Schutz des preußischen Gouverneurs, des Marschalls Keith, wohlgeborgen; und um so mehr, da selbst dessen großer König für ihn sprach. Allein damals, wie noch heut, konnten weder Marschälle noch Könige gegen rachsüchtige Wespenstiche des Fanatismus schützen. Die frommen Pfarrer zu Genf mahnten die fromme Geistlichkeit des neuenburgischen Landes zu kollegialischer Hilfe gegen den Ketzer auf. Nun träufelten von den Kanzeln Neuenburgs fortan nicht die liebreichsten Anspielungen auf den Freigeist von Genf, den gefährlichen Irrlehrer, Volksverführer und Antichrist. Das gläubige Landvolk des Val Travers fing an, für das Heil seiner armen Seelen zu zit-

tern, und betrachtete den verketzerten Mann, wie einen wahren Wehrwolf. Man begriff, er müsse Heide oder Türke, oder noch Aergeres sein; denn das zeigte die orientalische Tracht, in welcher ihm hier zu wandeln gefiel. Man ließ es nicht an den schlimmsten Ehrentiteln für ihn fehlen, die man beim kirchlichen Gottesdienst mit aller Andacht gelernt hatte, und ihm nachrief. Bald erfand man noch kräftigere, mit Drohungen begleitet. Zuletzt, nach einem lustigen Marktag des Dorfes, begrüßte man Nachts sein Haus mit einem Steinhagel. Das Geklirr der zerbrochenen Fensterscheiben weckte ihn und Alles, was im Hause war, aus dem Schlaf, unter andern auch die Magd eines alten Mannes. Diese rief den Kastellan; der Kastellan im Schlafrock die Dorfwacht. Die Nachtbuben verschwanden. Rousseau war gerettet; doch einen zweiten Besuch so stürmischer Art mochte er nicht abwarten. Er verließ das Thal.

Aber welche Verwandlungen des Volksgeistes haben seit siebenzig Jahren zu Motiers Alles geändert! — Man besitzt, man liest dort nun die Schriften des verfolgten Weltweisen. Kein geistlicher Zelot wagt sie mehr mit dem Bannfluch zu belegen. Man zeigt das Haus, welches er bewohnt hatte. Man bewahrt die von ihm bewohnt gewesenen Zimmer, wie ein Heiligthum, und tausend Namen derer, die das Heiligthum besuchten, bedecken die Wände. Man erstaunt nicht mehr über die Hochachtung, welche der Fürst von Neuenburg, König Friedrich II., einem Manne bewies, der des Königs Geschenke ausschlug, und von welchem der Monarch sagte: „Wenn jemals dieser Mann eines Königes bedarf, wünsch' ich, daß er mir den Vorzug gebe.“*)

*) Si jamais cet homme a besoin d'un roi, je souhaite, qu'il me donne la préférence.

19. Die Wiedertäufer.

Der Norden des Kantons Bern, der von breiten, fruchtbaren Längenthälern durchfurchte Jura, welcher erst im Wiener Friedenskongreß (1815) ganz zur Schweiz geschlagen wurde, ist nicht nur der schönste Theil des Juragebirgs, sondern eine der schönsten Parthieen der Schweiz. Man umfaßt diese ganze Landschaft, einst Großtheil des Gebiets vom alten Bisthum Basel, gewöhnlich mit dem Namen der fünf leberbergischen Aemter Berns; denn Leberberg ist hier des Jura deutscher Name. Diese Thäler sind etwa von 60,000 — 70,000 Menschen bevölkert, unter denen die meisten ein mit Altceltischem und Deutschem durchmengtes Französisch reden, und mehr denn zwei Drittheile zur katholischen Kirche gehören. Auch über hundert Familien der Wiedertäufer wohnen hier; und nirgends in der Schweiz so viel beisammen.

Bekanntlich bildet die Entstehung und das schwärmerische Treiben dieser Sekte eine der unerquicklichsten Episoden in der Reformationsgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts. Thomas Münzer und Karlstadt hatten ihre Lehren nach der Schweiz gebracht, wo der ausgestreute Samen derselben günstigen Boden fand und wucherisch aufsproßte. Die Absicht der damals so wilden Fanatiker ging nicht nur auf Zerstörung des katholischen Kultus aus, sondern überhaupt auf eine völlige Umwälzung aller kirchlichen Verhältnisse. Sie nannten die evangelischen Lehrer Diebe und Mörder und selbst den Reformator Zwingli den „großen Drachen". Die Taufe und das Nachtmahl, von Priestern ertheilt, ward als ungültig erklärt, die Wissenschaft verschmäht. Ein Geist furchtbarer Zügellosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt; sogar das obrigkeitliche Ansehen wurde nicht mehr geachtet. Kein Wunder daher, daß die Regierungen jener Zeit mit blutiger Strenge wider diese Sek-

tirer einschritten, um sie auszurotten. Allein immer blieben noch zahlreiche Anhänger ihrer Lehre übrig, welche letztere durch den weisen Menno Simonis endlich in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eine große, mildernde Umwandlung erfuhr.

Die gegenwärtigen Wiedertäufer gleichen den empörerischen Rotten von ehemals nicht mehr von ferne. Sie leben im Jura von Basel bis Pruntrut zerstreut auf einsamen Höfen in Wäldern und Bergen und zwingen mit ihrer Arbeitsamkeit den unwirthbarsten Gegenden Fruchtbarkeit ab. Ein kräftiger Menschenschlag, vom schönsten Geblüt; treuherzig, friedsam, gewissenhaft und wohlwollend. Allen Nachbarn sind sie lieb. Katholiken und Protestanten der Umgegend vertrauen ihnen mehr, als sich selbst unter einander. Und diese biedern Leute wurden von der Berner Regierung im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert aus ihren Heimathen verjagt, weil sie keine Eide schwören, keine Waffen tragen mochten. Die Fürstbischöfe von Basel, weiser und duldsamer als jene protestantische Obrigkeit, nahmen die verstoßenen Jünger Menno's in ihr damaliges weltliches Gebiet auf. Ich weiß nicht, ob die Lehre der Wiedertäufer etwas Ketzerei mit sich führt, wie da und dort ein Geistlicher vielleicht meint; aber der Herr spricht: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen!" Und da scheint's mir bei ihnen so übel nicht zu stehen. Man muß sie besuchen; unter ihnen leben; und man wird sie lieb gewinnen, ja sogar ein wenig bewundern, während man sonst wenig Christen wegen ihres Christenthums bewundert.

Ich war, Neugier hatte mich dahin verlockt, im stillen Bergthal des Tschaywo, an den Solothurner Grenzen, im Wald auf Champoz und in andern freundlichen Einöden bei den Wiedertäufern. Es ward mir bei ihnen zu Muth, als lebt' ich in den ersten, armen Zeiten des heiligern Urchristenthums; so heiter, so gottesfürchtig, ohne alle Kopfhängerei, gastfreundlich und arbeit-

sam wohnen sie da, in patriarchalischer Einfalt und frommer Sitte. Unter ihnen sind keine Trunkenbolde, keine Spieler, keine Nachtschwärmer, keine Lügner, keine neidische Nachbarn. Entsteht unter ihnen, aber selten, ein Zwist, so wird er freundlich von einem ihrer Aeltesten geschlichtet. Sie nennen sich Brüder, Schwestern, Du und Du. Einer hilft dem Andern unentgeldlich bei der Arbeit, bei der Heu- und Kornernte, wo es noth thut. Ihre Mäßigkeit, ihre sittliche Reinheit bewahrt ihnen feste Gesundheit, hohes frisches Alter. Ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren, der einer ihrer Lehrer war (Pfarrer haben sie nicht), führte mich rüstig über Berg und Thal, wie ein lebensreicher Jüngling, zu den übrigen Brüderfamilien. Welche ächte Liebe der Eheleute, welche Zärtlichkeit der Geschwister unter einander, welche Aufmerksamkeit der Kinder gegen ihre Aeltern, sah ich da! Ihre ganze Pädagogik beruht einzig auf dem Beispiel der Erwachsenen für die Jüngern und den paar Worten: „Habe Gott vor Augen!“ Und doch genießen sie eine Erziehung, die edler ist, als die feinste oft in der großen Welt. Welch ein Völkchen, welch ein Christenthum, das keine Advokaten, keine Pfarrer, keine Richter, ja kaum Aerzte braucht!

Sonntags kommen sie abwechselnd bald zu diesem, bald zu jenem Lehrer, um im Freien oder in einer Scheuer, oder in einem größern Zimmer, Gottesdienst mit Andacht zu verrichten. Der Lehrer spricht, wie es eben in seiner Stimmung oder im Bedürfniß der Zuhörer liegt, oder liest aus einem alten Erbauungsbuche vor. Er verrichtet die Taufe, reicht das Abendmahl, segnet die Ehen ein, und ist Landmann wie jeder Andere. Die Taufe geht meistens unmittelbar der ersten Kommunion, oft der Hochzeit eines liebenden Paars voran. Doch muß ich nebenbei gestehen, ihre Andachts-, Gebet- und Gesangbücher nebst ihren Märtyrerliedern, sind im Geschmack veralteter Zeit und daher

ziemlich geschmacklos. Ist der Gottesdienst vollbracht, werden die Entferntwohnenden von den Familien der benachbarten Höfe unentgeldlich bewirthet, so wie diese ein andersmal von jenen brüderlich eingeladen werden.

Reinlich, doch schmucklos, wie die bescheidenen Wohnungen, sind ihre Geräthschaften und Kleidungen. Wie jedoch jede der Kirchenparteien in der christlichen Welt, hat auch die anabaptistische ihre fromme Nebengrille und Eigenheit. Daß verheirathete Männer noch ihren Bart, der Mannheit Ehrenzeichen, wachsen lassen, wäre nicht übel, wenn nur die Tracht dazu so mittelalterisch oder so orientalisch und alttestamentlich wäre, wie der Name ihrer schönen Töchter. Aber der graue, kurze Rock, die kurzen Hosen und die über das Knie gezogenen Strümpfe, stehen zur natürlichen Schönheit des Bartes unharmonisch. Auch Knöpfe sind von den Kleidern verbannt; sie werden durch Nestel und Haften ersetzt. Eben so einfach erscheint das weibliche Geschlecht. Kein Gold, kein Sammet, keine Seide. Nicht einmal ein buntes oder hellfarbiges Seidenband darf den Strohhut des Mädchens umflattern. Aber ein Mädchen weiß trotz dem immer, im Punkt des Schönen, Mittel und Wege zu finden; ohne dadurch die Religion in Gefahr zu bringen. Man muß nur sehen, wie keck diese schlanken, blühenden Gebirgsbewohnerinnen den Hut zu setzen wissen, und wie die zarten Schleifen von Strohgeflecht, und die von Stroh geformten Blumen darumschweben und nicken. Und doch das Alles so bescheiden!

---

20. St. Verena bei Solothurn.

Solothurn ist eine von den kleinern Republiken der Eidsgenossenschaft. Das Land, mit kaum 60,000 Einwohnern, auf wenig mehr, denn vierzehn Geviertmeilen, ist fast überall nur Grenzland; an

Gestalt einer jener Mollusken ähnlich, die im Meere ihre wellenförmigen Arme nach allen Seiten ausfahren lassen. Doch das Leben auch kleiner Freistaaten kann für die Menschheit jedes Zeitalters Interesse führen. Es wird nicht durch Landesumfang und Volkszahl großartig, sondern durch Geistes- und Charaktergröße der Bürger. Die altgriechischen Republiken und die italienischen des Mittelalters waren ebenfalls klein. Die Geschichte Solothurns aber trägt für die Welt kein solches Gepräge. Doch leuchten daraus einzelne Züge von Edelmuth durch die Jahrhunderte zu uns herab, die dankbarer Erinnerung in hohem Grade werth sind.

Wenig fehlte, das ganze Land wäre zur Zeit der Kirchentrennung protestantisch geworden, oder vielmehr geblieben; denn es war's schon guten Theils. Doch besann sich die Regierung eines Bessern und befahl, man soll es beim alten Glauben bewenden lassen. So geschah auch. Nur in der Hauptstadt kam es beinahe zum Blutvergießen. Die reformirte Partei wankte nicht; die katholische Partei ward wider sie aufgeregt. Als einst (1533) die Häupter von jener zur Berathschlagung versammelt waren, zog der empörte Schwarm der Altgläubigen mit geladener Kanone gegen das Haus, dasselbe über den Häuptern der Ketzer zu zertrümmern. Die Lunte näherte sich dem Pulver. Da schritt eine ehrwürdige Gestalt durch den wilden Haufen, warf sich vor die Mündung des mörderischen Geschosses und rief: „Soll Bürgerblut fließen, so fließe denn mein Blut zuvor!" — Es war der Schultheiß von Solothurn selber, Niklaus Wengi, der edelste Heros, den die Geschichte Solothurns kennt. Er beschwichtigte den Volkssturm. Es gereicht seinen Nachkommen zum Ruhm, daß sie heut noch sein Gedächtniß feiern.

Eben so menschlich schön war die That der Solothurner Bürgerschaft, als ihre Stadt von Herzog Leopold (im Jahr 1318) hart belagert wurde. Es strömte der Regen; alle Gewässer schwol-

len an und die Aare, ein wilder Gebirgsstrom, drohte selbst die Brücke, welche der Herzog zur Verbindung beider Ufer oberhalb der Stadt hatte schlagen lassen, hinwegzureißen. Daher erging der Befehl an seine Kriegsleute, schwere Steine auf das nur zum augenblicklichen Nothbehelfe aufgeführte Bauwerk zu wälzen, um es stärker zu belasten. Allein mitten in dieser Arbeit brachen die Joche von der Wuth des Gewässers; Balken und Bretter der Brücke stürzten in die Fluth und mit ihnen eine große Anzahl der österreichischen Krieger. Ihr Untergang wäre sicher gewesen, hätten nicht die Solothurner, ihrer Todesfeindschaft vergessend, schnell ihre Schiffe abgelöst, und, mit eigener Gefahr durch die Wellen kämpfend, ihrer Viele herausgezogen; dennoch ertranken noch sechszig Männer. Die Geretteten aber wurden in die Stadt geführt, freundlich mit Speise und Trank erquickt und dann wieder dem Herzog zurückgesandt. Dieser, von dem Edelmuthe seiner Feinde gerührt und besiegt, hob die Belagerung auf, die schon zehn Wochen gedauert hatte, und schenkte den Bürgern zum Beweise seines Dankes einen Panner, der noch heute im Zeughause aufbewahrt wird.

An diese, in der Geschichte unsterblich fortlebenden Großthaten der Väter, wird man beim Lustwandeln auf einem der anmuthigsten Spaziergänge erinnert, welche die Schweiz kennt.

Ganz in der Nähe Solothurns nämlich, zwischen der Stadt und dem waldreichen Kalkgebirge des Jura, ruhen in einem beträchtlichen Umfang, wunderbar zusammengewürfelt, Granit- und Gneisblöcke in ungeheuern Massen beisammen. Ein Bach erzwingt sich in ihrer Mitte, bald freundlich, bald schäumend, Durchgang. Tannen, Buchen, Ahornen und anderes mannigfaltiges Gebüsch, in malerischer Wildheit umschattet sie. Ein anmuthvoller Weg zieht durch die grünen Dämmerungen um die Felsen vielgewunden. Hier erblickt man in einigen schönen Granitblöcken die Namen jener solothurnischen Bürger eingemeißelt, die unvergänglichen An-

denkens würdig sind. Hier auch den Namen des Nikolaus Wengi; unfern davon den eines Jünglings, welcher, ein glücklicher Fortsetzer vom Hauptwerk des Johannes Müller, die Geschichten der Eidsgenossen mit Wahrheitsstrenge eines Greisen schrieb, den Namen des edeln Robert Glutz. Eine lichtscheue Aristokratie und Hierarchie vom Jahre 1815 gestattete ihm nicht, der eigenen Heimath so wohlthuend zu sein, als er vergeblich wünschte; daher verließ er das Vaterland und starb auf fremder Erde (in München 1818). Diesem Jüngling dankte Solothurn die Gründung seiner literarischen Gesellschaft, die Nutzbarmachung seiner Stadtbibliothek, die Saat seiner Schulverbesserungen, welche nun erst Frucht trägt.

Nicht königlicher Aufwand, nicht die Einbildungskraft des besten Gartenkünstlers könnte ein schöneres Felsenlabyrinth, als dieses, erbauen. Auch wallfahren alljährlich zahllos die Reisenden dahin, um die Kunst der Natur zu bewundern, welche, wir wissen nicht, durch welchen Zauber, vielleicht vermittelst schwimmender Gletscher-Platten auf dem Urmeere, die Granit- und Gneismassen hierher führte, die sie von den Gipfeln der Alpen, von den Viescher- und Aarhörnern, losriß. Unversehrt, mit ihren Ecken, Kanten und Flächen, wie diese Massen einst über den Wolken des Himmels am Gebirg hingen, ruhen sie da. Und wo die fremden Kolosse einen breitern, geebneten Raum zwischen sich lassen, erscheint die Einsiedelei der heiligen Verena, eines schönen Mädchens, welches, der Legende zufolge, mit den Kriegsmännern der thebäischen Legion, ohne Gefahr für seine jungfräuliche Tugend, in der Welt umhergezogen ist. In einer der Felshöhlen hier, man weiß nicht warum, siedelte sie sich eine Zeit lang an. Die heilige Magdalene, mit ihren Goldlocken, hatte mehr geliebt, als sie; dennoch ruht auch diese reizende Büßerin in einer der benachbarten Grotten lebensgroß, doch nur aus Stein gehauen.

Jedesmal an ihrem Namensfeste, zur heitern Nelkenzeit, wird die liebenswürdige Sünderin vorzugsweise von den Händen der schönen Solothurnerinnen mit Blumen andächtig bekränzt und bestreut.

In dieser wunderbar lieblichen Felsen-Einsiedelei wähnt man sich wie auf einem Theater, in optischer Täuschung. Links am Fels das Kirchlein der heil. Verena, mit dem Thürmlein. Eine Steinbrücke führt über den schmalen Bach zur Vorhalle, nach welcher einige Stufen im Felsen emporleiten. Rechts wieder, in geräumiger Grotte, ein anderes Kirchlein. Dann die Hütte eines Klausners oder Waldbruders, der die Heiligthümer des Ortes hüten muß. Ich will gar nicht das Innere der Kirchen oder Kapellen, nicht die ausgeschmückten Höhlen dahinter beschreiben; noch weniger das geschmacklose Bilderwerk, welches hier die wunderbaren Schöpfungen der Meisterin Natur vollkommen verunstaltet. Der Anblick thönerner, ungeschlachter und mit Oelfarben grell und bunt angestrichener Figuren, rings an den Granitmauern, hier die schlafenden Jünger, dort ein knieender Jesus am Oelberg mit dem Engel über ihm, dort der rothbärtige Verräther, hier sogar die Stadt Jerusalem, mag vielleicht auf Erhöhung der Andacht, im Mönchsstyl, berechnet sein, aber stört alle Andacht, zu welcher die großartige Natur das Gemüth ruft. Gern wend' ich das Auge von der kindisch-frommen Spielerei ab, welche das prächtige Schauspiel zum Nürnberger Tand herabwürdigt, und wende mich einem Felsenwinkel zu, der mir theuer ist; der dieser schwermüthig-schönen Einsamkeit Würdigeres zeigt. — Es ist ein Grab!

Es ist das Grab zweier lieblichen Kinder, umfangen von einem Gärtchen, mit Rosen und Veilchen bepflanzt, unweit der hölzernen Hütte des Klausners. Ihr Vater, ein edler Mann von Solothurn, wählte diesen wunderschönen Platz zur Ruhestätte seiner Lieblinge. Es war der Oberst Franz Voitel, mein Freund, der, dieser Freundschaft willen, unglücklich, — dieser Freundschaft

willen sogar Galeerensklave ward. So schwer wird wohl selten der Bund männlicher Herzen abgebüßt. Voitel trat jung in das Schweizerregiment Wimpfen, welches in spanischen Diensten stand. Reich an Bildung und Kenntniß, voll gemeinnütziger Thätigkeit, ein begeisterter Jünger Pestalozzi's, weihte er in Taragona seine Mußestunden der geistigen und sittlichen Veredlung seiner Soldaten. Er ertheilte ihnen Unterricht nach pestalozzischer Methode. Don Godoi, der Friedensfürst, vernahm davon, rief ihn nach Madrid; sah den Offizier, als Schulmeister unter seinen Soldaten, und zog ihn hervor, ihm in diesem Felde größern und bequemern Spielraum zu schaffen. Er sollte die pestalozzische Lehrweise in Spanien einführen. Voitel verlebte in diesem Wirkungskreise glückliche Tage, begünstigt und unterstützt durch den gelehrten Juan Andujar, Don Franc. Zea-Bermudez und Don Franc. Amoros. Es war im Jahr 1806. Mehr denn hundert Schüler, meistens Offizierssöhne, umringten ihn. Er wählte sich Gehülfen. Ein wissenschaftlich gebildeter junger Soldat seines Regiments, aus Bayern gebürtig, ward bald der vorzüglichste unter denselben. Es war dies der gelehrte Joh. Andr. Schmeller, jetzt Bibliothekar des königlichen Bücherschatzes in München und Mitglied dortiger Akademie.

Doch zu bald unterbrach die Entzweiung des königlichen Hauses von Spanien, der Tag von Bayonne, der Aufstand des spanischen Volks gegen die Franzosen und König Joseph, das wohlthätig begonnene Werk. Voitel mußte seine zahlreichen Jünger verlassen, mit Oberstlieutenantsrang zu seinem Regiment zurückgehen, die Waffen ergreifen und für die Unabhängigkeit Spaniens kämpfen. Der Weg über manches Schlachtfeld führte ihn zuletzt in Kriegsgefangenschaft. Er ward erst nach Vertreibung der Franzosen davon erlöst und trat dann wieder in sein Regiment ein. Mit einer liebenswürdigen Mallorkinerin vermählt, lebte er zu Barcelona

und Mataro von neuem glückliche Tage, im Umgang mit den gebildetsten Männern, im Genuß hoher Achtung. Auf sein Ansuchen, als im Jahr 1820 Quiroga's und Riego's Aufstand Spanien von neuem erschütterte, nahm ich den jungen Sohn einer ihm befreundeten, angesehenen Familie, in die Schweiz, dem hier bessere Erziehung gegeben werden sollte, als er in Spanien, unter bürgerlichen Unruhen, Gelegenheit hatte zu finden. Es war ein trefflicher Knabe, Namens Antonio; aber, mit Ausnahme des Lesens und Schreibens, in so unglaublicher Unwissenheit, daß er, ungeachtet seines fünfzehnjährigen Alters, selbst in der Religion nichts, als einige Gebete, den Namen einiger Heiligen und Feste, den Namen Maria's, aber nicht einmal den ihres göttlichen Sohns wußte. Ich erzog ihn mit meinen Kindern und ließ ihn in seiner Religion, durch den katholischen Stadtpfarrer von Aarau, unterweisen.

Es ist bekannt, wie nach dem Einzug des Herzogs von Angoulême in Spanien, die Reaktion gegen sogenannte liberale Ideen, furchtbarer, denn je zuvor, wüthete. Auch mein Name mochte durch einige aus dem Französischen ins Spanische übersetzte Schriften, vielleicht auch durch Schweizeroffiziere, in Ferdinands VII. Diensten, in bösen Ruf politischer Ketzereien gerathen sein. Sobald zu Barcelona ruchbar wurde, daß Antonio in meinem Hause erzogen werde, ward dessen Vater unter polizeiliche Aufsicht gestellt und gezwungen, den Sohn von mir eiligst zurückzunehmen. Es war im Jahr 1825. Antonio mußte bei seiner Heimkunft täglich in die Kirche, mußte wöchentlich beichten, vergessene Gebete auswendig lernen und öffentlich hersagen, während sein armer Vater lange Zeit im Gefängniß schmachtete, seine Sünde zu büßen.

Indessen blieben Voitel und ich in freundlichem, wissenschaftlichem Briefwechsel. Mit Vorsicht mieden wir, einen politischen

Gegenstand anzurühren. Er selbst hielt sich, als Schweizer, von aller Einmischung in die Händel Spaniens rein. Seine Vorsicht und Unschuld schirmten ihn jedoch nicht. Am 30. August 1829 ward er verhaftet und auf die Felsenveste Mont-Jouy ins Staatsgefängniß geführt, nachdem man sich seiner Papiere und dazu meines Bildes bemächtigt hatte, welches über dem Schreibpult des Freundes hing. Nur einmal, und dann nie wieder, ward er verhört, wenn anders zwei Fragen ein Verhör genannt werden können. Die erste war, ob er mich kenne und mein Freund sei? — Die andere, ob er ein Freimaurer sei? — Mehrere Monate lag er im Kerker, außer jeder Verbindung mit der übrigen Welt. Seine Gemahlin errieth nur, daß er noch am Leben sei, weil ihr die Gnade gestattet war, ihm täglich Speise zu senden. Endlich verlor sie auch diesen Trost. Seiner ganzen Unschuld sich bewußt, hatte ihr Gatte wiederholt verlangt, verhört und gerichtet zu werden. Erst nach mehrern Monaten ward sein Gefängniß geöffnet; ihm gemeldet, er sei vom König zu den Galeeren auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Das Urtheil gab keinerlei Grund der schrecklichen Strafe an. In Ketten wurde er an die afrikanische Küste nach Ceuta geführt und dort ins Bagno gebracht. Er schrieb mir von da. Sein Brief war „Alaurontade" unterzeichnet. Der Gouverneur von Ceuta beklagte edelmüthig das Schicksal des unglücklichen Obersten, und gestattete ihm Freiheit, am Tage umherzugehen. Der Galeerensklave erhielt bald Zutritt in einige der angesehensten Häuser von Ceuta.

Ich war indessen, sogleich nach seiner ersten Verhaftung, von seinem Schicksal unterrichtet worden, und daß meine Freundschaft ihm zum Verbrechen gemacht sei. Ich sage nichts von meinem ersten Entsetzen, von meiner langwierigen Angst. Ich setzte Alles durch meine Freunde in der Schweiz, durch meine Verbindungen in Paris, zur Erlösung Voitels aus Ceuta in Bewegung, obgleich

selbst die Verwendung des Generals von Wimpfen für ihn eitel gewesen war, so wie die der Regierung von Solothurn, welche dazu ein Glückwünschungsschreiben an den König zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Christina benutzt hatte. Das Beste ward endlich vermuthlich durch die französische Gesandtschaft in Madrid und den Staatsminister Gonsalez Salmon daselbst bewirkt. Am 25. März 1831 empfing Voitel eben so unerwartet die Nachricht seiner Freilassung, als einst die seiner Verhaftung. Doch ward die Bedingung beigefügt, aber später wieder aufgehoben, nie wieder Spaniens Boden zu berühren. Er schiffte sogleich nach Algeçiras, von da auf einer kleinen Kohlenbarke über das Meer nach Malaga, wo er, mit Vorwissen des Gouverneurs, verborgen bei einer englischen Familie lebte, bis er Schiffgelegenheit fand, über Marseille und Genua in sein Vaterland zurückzukehren. Welch seliges Wiedersehen!

Sollt' ich nicht um Verzeihung bitten, diese Anekdote erzählt zu haben? Doch wer geliebt hat, wird sie, auch ohne Bitte, dem Freunde gewähren. Und nebenbei kann sie ja, als Beitrag zum Gemälde des rechtslosen Zustandes von Spanien und der königlichen Anarchie daselbst dienen.

---

21. Genf.

Der erste Anblick der alten Allobrogenstadt täuscht manchen Fremdling, der aus dem Weltruhm derselben den Schluß zieht, es müsse ihm dieselbe schon von Ferne großstädtisch-imposant entgegentreten. Genf gleicht von Außen, sei es von der Seeseite oder Landseite betrachtet, vielmehr einer Stadt untergeordneten Ranges, und ist in seinen Anlagen nicht malerisch. Auch im Innern hat man sich durch viele unregelmäßig gebaute und jähan-

steigende Straßen zu winden. Es gleicht manchem berühmten Manne, dessen Name zu hohen Erwartungen von seiner Persönlichkeit spannte, und bei dessen Bekanntschaft wir dann aber, wegen seines unscheinbaren Aeußern und bescheidenen Wesens, ungewiß werden, ob Name und Mann auch wirklich zu einander gehören.

Doch das Alles vergißt sich eben so schnell, als man's gewahrt, unter dem Zauber erhabener Anmuth, von welchem die ganze Gegend überflossen ist. Südwärts, wo der Gebirgsstrom der Arve, zwischen Hügeln und krausen Gebüschen der Rhone entgegentanzt, schmückt sich ein üppiges Gelände gefallsüchtig mit allen Reizen, welche kleine Weiler und Dörfer, halb versteckt in Obstwäldchen, edle Landhäuser im Schatten lombardischer Pappeln, ferne Städtchen, an Felsen geschmiegte Hütten, alle in lieblicher Vertheilung, zwischen Wiesengründen, Baumgruppen und Hügeln, dem Auge anbieten können. Rechts wird das Bild von den waldigen Halden des Juragebirgs und seinen starren Felsenkämmen umfangen; links von der hohen, farbiggestreiften, langen Bergwand des Saleve. — Hinwieder nordwärts fließt der weite Spiegel des lemanischen Sees aus einander; belebt von 3 oder 4 Dampfschiffen und Barken mit lateinischen Segeln; malerisch umufert von prächtigen Villa's, Rebhügeln, Dörfern, Alleen, Wiesen, Thürmen, Gebüschen und Gärten, die, in lieblichem Gedränge, um die Bewunderung des Zuschauers zu buhlen scheinen. Das Schweizergestade erhebt sich stufenweis, ein ungeheueres Blumengestell, bis zu den letzten Höhen von stattlichen Ortschaften und Landhäusern, zwischen Weinbergen und Wiesen, blühend, die unter sich, wie von Bändern, durch Straßen, zusammengeknüpft sind. Alles verkündet da den Boden, die Frucht und das Glück der Freiheit. Gegenüber aber am andern Gestade stehen wild und nackt die Felsen und Eisberge Savoiens, mit dem Haupt

über den Wolken; zu ihren Füßen die Armuth unansehnlicher Dörfer.

Kein Wunder, daß Genf und die Ufer des Sees, bis Vevay hinauf, die sommerliche Niederlassung zahlloser Lustwanderer aus Frankreich, Rußland, Deutschland, Polen, England, Amerika und andern entfernten Weltgegenden sind. Der See selbst, größer als das gesammte Landgebiet des Kantons Genf (man berechnet den Flächenraum von diesem auf 22, von jenem auf 26 Geviertstunden), ermüdet keineswegs durch Einförmigkeit des Schauspiels. Fast täglich ändert er chamäleontisch sein Farbenspiel und die Physiognomie seiner Umgebung. Bald schmücken tändelnd leichte Lüfte sein bläuliches Gewand da und hier mit silbernen, breiten Wellenstreifen; bald schillert er in bunter Färbung, dort grün, dort golden, oder blaßroth oder blau, hier dunkler, dort blitzend; zumal an schönen, sonnigen Tagen, wenn selbst die nahen Riesenberge Savoiens sich nicht erwehren können, ihre Wolkenschleier abzuwerfen, und, der ernsten Majestät vergessend, ein wenig zu lächeln. Unter Regenschauern, oder wenn sich der ganze Himmel in Gewittern erdwärts senkt, hüllt der Leman sein Bild in düsteres Grau; schwarz steht das Gebirg neben ihm. Er erwiedert den Ungestüm des Sturms mit hoch auffahrenden Wogen, und den Blitz mit zurückgeworfenem Flammenlicht.

Aber ich will den vielbeschriebenen und vielbesungenen See nicht von neuem schildern. Wer weiß nicht von einer Pracht, welche selbst Voltaire und Rousseau, Matthison und Byron nur andeuten, nie darstellen konnten?

Eine der reizendsten Stellen Genfs ist Rousseau's Insel. Zu allen Zeiten, selbst inmitten der bürgerlichen Unruhen des Freistaates, sorgten die Vorsteher desselben entweder für stärkere Befestigung, oder für Verschönerung der Stadt. Vor wenigen

Jahren erst ward eine der Rhoneinseln dem Andenken des unsterblichen Mitbürgers gewidmet.

Schon ehemals führten zwei Brücken von einer Insel, die fast im Mittelpunkt der Stadt gelegen ist, nach beiden Seiten der letztern. — Jetzt ist eine dritte Brücke da hinzugefügt, wo der See endet und die Rhone, in ihm gebadet und gereinigt, mit grünen, durchsichtigen Wellen aus ihm hervor rinnt. Dieser neue Bau ist großartig und geschmackvoll ausgeführt. Er lehnt sich an den geräumigen Quai des Bergues, dem jenseitigen Theil der Stadt gegenüber, wo, wie die Krone derselben, auf einer Hügelhöhe, die einst schon ein Sonnentempel der Allobrogen schmückte, nun die Peterskirche mit ihrem, der römischen Namensschwester nachgeformten Peristyle, prangt. Ohnweit der Brücke steigt aus dem Schooße der kleinen Fluth eine kleine Insel. Sie gleicht einem Blumengarten. In ihrer Mitte erblickt man auf hohem Piedestal die bronzene Bildsäule des Jean Jacques Rousseau, ein Meisterwerk des Künstlers Cresatier zu Paris, desselben, der Napoleons Bildsäule auf dem Vendomeplatz verfertigt hat. Der Weltweise von Genf, mit seiner melancholisch-gutmüthigen Miene, schaut sinnig vor sich hin; warum nicht mit wehmüthigem Lächeln auf eine Vaterstadt, die ihn einst im Leben unbarmherzig von sich ausstieß? — Doch nein; nicht seine Vaterstadt verstieß ihn. Nicht sie schleuderte das Dekret des Fluchs vom 18. Juni 1762 gegen ihn; nicht sie ließ durch Henkershand seinen eben erschienenen „Contract social" und „Emil" öffentlich verbrennen; sondern der Zorn einer beleidigten Aristokratie war's und der fromme Ingrimm einer protestantischen Geistlichkeit, deren Fanatismus, wo sie ihm die Zügel schießen lassen darf, dem Fanatismus der katholischen Priesterschaft nicht nachsteht. Bald zwar erklärte sich der Großtheil seiner Mitbürger laut für den Verfolgten. Er aber kehrte nie wieder nach Genf zurück. Im Jahr 1836 ward am 28. Juni von

den Genfern das Jahresfest seiner Geburt feierlich begangen. Magdalena Meßmer, 85 Jahre alt, die ihn im Val Travers einst, als seine Magd, in den Tagen der Noth und Dürftigkeit, treu besorgt hatte und ihm immer ergeben geblieben war, sagte: **Les temps ne sont pas différents, mais les hommes.**

Rousseau's Einfluß auf sein Zeitalter und das nachfolgende Jahrhundert war fast nicht minder groß, in Bezug auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, als derjenige der theologischen Reformatoren auf das kirchliche Leben im sechszehnten Jahrhundert gewesen war. Er hatte den Muth des Märtyrers gehabt, die verirrte Menschheit seiner Tage zu den einfachen und ewigen Grundsätzen der Natur und Vernunft zurückzuweisen, während die Völker, zwischen Lastern der Armuth und Ueppigkeit schwankend, den Willkühren des Despotismus und der Aristokratie gedankenlos angehörten, gedankenlos vor den Gebilden stolzen Priesterwahns knieten, und selbst Wissenschaften und Künste fast nur im Frohndienst eines entnervenden Luxus ihr Leben fristeten.

Aber wahrlich, aller Zauber von Rousseau's Beredsamkeit hätte das Wunder nie, oder nicht sobald verrichtet; seine Schriften wären, wie andere, gelesen, gelobt und vergessen worden, hätte ihm nicht die hochfahrende Unbesonnenheit damaliger Regierungen von Genf, Frankreich und Bern, hätte ihm nicht der Fanatismus oder die erschrockene Dummgläubigkeit der katholischen wie der protestantischen Priesterschaft, und das Gebell literarischer Nachkläffer, kräftig zu seinem guten Werke Beistand geleistet. Alle diese erhoben sich lärmend gegen den Weltweisen von Genf. Sie verfolgten ihn. Das machte Aufsehen; das sein Werk wichtig. Jedermann las Rousseau. Seine Schriften sandten Licht durch Europa. Wie Viele ihn verwünschten, so Viele vergötterten ihn. Das Uebertriebene und Unhaltbare in seinen Darstellungen flog endlich, wie leichte Spreu, in der Schwinge der Zeit vom Waizen

ab; aber der Waizen blieb und trug seine Früchte. Die Verfolger der Wahrheit und Volksaufklärung sind zu allen Zeiten die thätigsten Verbreiter derselben gewesen.

Auch Voltaire, der Nebenbuhler von Rousseau's Wirksamkeit und Ruhm, wohnte eine Zeit lang zu Genf, oder vielmehr in dem schön gelegenen Landhause „les Delices" bei Genf, welches er in den Versen: **O maison d'Aristippe, o Jardins d'Epicure!** so begeistert besang. Aber auch er ward durch die Intoleranz der damaligen Genfer Geistlichen und ihres Zeloten-Gefolges bald von da vertrieben, worauf er sich nach Lausanne begab, bis er das arme Ferney mit dessen acht Strohhütten kaufte, und sich im Jahr 1759 daselbst anbaute. Ferney ist nur anderthalb Stunden von Genf entfernt. Durch Voltaire's Geist und Thätigkeit erwuchs das vorher unbedeutende Ferney zum gewerbfleißigen Ort, der, als der große Mann (1779) starb, also nach zwanzig Jahren, schon 80 Wohngebäude und 1200 Einwohner zählte. Gegenwärtig erblickt man da einen artigen Flecken mit beinahe anderthalb hundert Häusern, anderthalbtausend Einwohnern, einer evangelischen und einer katholischen Kirche. Das ehemalige Kirchlein aber, das Voltaire gebaut hatte, ist nun zu eng geworden und steht leer. Der Restaurationseifer des Jahrs 1814 riß auch über der Pforte des Kirchleins Voltaire's **Deo erexit** ab. Aber sein von ihm gebautes Landhaus oder Schloß, wie man's nennt, auf einer leichten Höhe neben dem Ort, steht noch; und das von ihm bewohnt gewesene Zimmer befindet sich in demselben Zustande erhalten, wie es ohngefähr zur Zeit des Dichters war, das heißt, wie es ihm etwa sechszig Jahre zu bleiben gestattet haben. Dies Haus, besonders des Dichters Wohnzimmer, wird noch immer fleißig von der reisenden Neugier besucht. Ich bin kein Liebhaber solcher Reliquien; nicht einmal des Glücks, berühmte Männer in ihrem Leben persönlich kennen zu lernen, weil sie dabei für mich ge-

wöhnlich zuviel einbüßen; allen Heiligenschein, mit welchem sie meine Verehrung umwebt hat. Gestalt, Kleidung, Stimme, Blick, Bewegungsweise, jede Art zu sein, pflegt ihnen, nach Maßgabe ihrer außerordentlichen Geisteseigenschaften, unsere freigebige Phantasie im Voraus beizulegen. Es ist dann die widerlichste Empfindung von der Welt, den ungemeinen Mann, im Gegensatz von sich selbst, ganz gemein und statt des Hochmenschlichen das Niedrigmenschliche zu erblicken. Und doch ließ ich mich, guter Gesellschaft zu lieb, verführen, Voltaire's Zimmer zu besuchen.

Ich trat in ein geräumiges, aber verwittertes Gemach mit verblichenen Möbeln. Alles im altfranzösischen Styl aus den Modetagen Ludwigs XV. Armsessel mit krummgeschweiften Rückenlehnen und eben so krummen Dachsbeinen; eine bauchigte, glanzlose Kommode; ein Bett, mit zerlapptem Teppich bedeckt; darüber, in verschossenen Farben, ein Betthimmel, an Form den ehemaligen Kurfürstenmützen ähnlich, von welchem noch das obere Drittel der ehemaligen Umhänge zerrissen niederflattert. Die zwei übrigen Drittel sind entweder von Mäusen oder Ratten verzehrt, oder, was mir wahrscheinlicher ist, stückweis von Bewunderern des Sängers der Henriade, zum Andenken, in alle Weltgegenden verschleppt. Unter dem Betthimmel oder über dem Bett das Bild Lekains an der Wand; über dem Nachttisch daneben Voltaire's Bild aus jüngern Jahren; das Bild Friedrichs II. von Preußen auf der andern Seite. An einer andern Wand das Kopfbild von Katharina II., gegenüber die Marquise du Chatelet, als Kniestück. Rechts, ohnweit der Marquise, ein breiter, alterthümlicher Kamin; ihm gegenüber links in einer Mauerblende, statt des Ofens, eine steinerne, mit geschmacklosem Gesimswerk umgürtete Pyramide, die eine Art Mausoleum vorstellen soll. Wenigstens wird dies von der Ueberschrift in großen Buchstaben mit den Worten verkündet: **„Mes mânes sont consolés, puisque mon coeur est**

au milieu de vous.« Das Nämliche erzählt auch in der Mitte der Pyramide, unter einer Urne, eine weit über die Seiten des winzigen Denkmals hinausragende Inschrift: **„Son esprit est partout, et son coeur est ici.**« Ich ging mit Reue, hineingegangen zu sein, zum Hause hinaus, und entschädigte mich draußen, auf der Terrasse des Gartens, durch das Schauspiel, welches hier die weite, glänzende Umgegend darstellt — die blauen Gebirgswogen des Jura links, und in duftiger Ferne die Stadt Genf schwebend; dahinter der schimmernde See nur zum Theil sichtbar; rechts aus Eis und Schnee hoch zum Himmel aufgethürmt der Mont Blanc, umringt von den Schaaren der Gletscher Savoyens, — Alles, wie durchsichtig, Alles wie ein zartes Gebilde von farbigen Lüften gemacht.

Der Anblick der ewigwunderbaren, aber sich unbewußten stummen und von den Fesseln der Nothwendigkeit gebundenen Natur neben kleinen, staubigen Denkmalen flüchtig erschienener, aber frei und göttlichwirkender Menschengeister, regt in Jedem, dem dafür offener Sinn ward, die Gefühle bitterer Demuth neben denen des reinsten Stolzes auf. Mit widerlicher Zwerghaftigkeit richten sich dann jene Denkmale zwischen den riesigen Gestaltungen der Natur und den großen Bewegungen der Geisterwelt auf, welche dieser oder jener Sterbliche, als Zeuge seines Daseins, den Jahrtausenden hinterließ. Die Obelisken und Pyramiden auch der Pharaonen sind nicht mehr, und nicht größer, als das niedrige hölzerne Kreuz auf dem Grabe eines Dorfmagnaten; nur einige Spannen länger sind sie. Und, wie der Dorf-Potentat, werden die Länder-Potentaten vergessen, früher, als das letzte ihrer Gebeine Staub ist. Die aber unter den Erdengöttern und Weltverwüstern, deren Namen bis zu uns gelangten, liegen für uns kalt und todt nur im Sarge der Geschichte. Nicht ihre Thaten sind's, die unser Gemüth mit Entzücken oder Abscheu füllen, son-

dern die Darstellungsweisen ihrer Sänger oder Geschichtschreiber. Ohne diese, wären jene nicht mehr. Ein Alexander von Macedonien, oder ein Weltherr Augustus, können uns heute so gleichgültig sein, wie Shakspeare's Hamlet, oder Wielands Hüon von Bordeaux. Wir haben nichts mehr von ihnen zu empfangen und mit ihnen zu schaffen. Aber wir und die uns folgenden Jahrhunderte haben noch immerwährend von großen Gesetzgebern und Gottoffenbarern, von hohen Denkern und Dichtern zu empfangen. Immer noch wirken lebendig auf uns Moses und Homer ein, Colombus und die Reformatoren, Tacitus und Gibbon, Franklin und Shakspeare, und wie die Schaar der ewigen Häupter des Menschengeschlechts Namen tragen mag. Sie bleiben unsere Lehrer, Erzieher und Seelenvertraute; sie sind für unsere Nachwelt wieder dasselbe. Sie bleiben groß, unwandelbar und erregend, gleich der ewigen Natur selbst. Neben den tausendjährigen Thaten Voltaire's sind die Thaten Ludwigs XIV. und Karl XII. bunte, spurlos vergangene Seifenblasen; und der ganze Lebenswerth heute schon vergessener Aristokratien Genfs und Berns ist neben dem Wirken des von ihnen verfolgt gewesenen Rousseau, der Lebenswerth lästiger Eintagsfliegen.